

DAS MAGAZIN DER
BAYERISCHEN STAATSFORSTEN
02/JUNI 2007

Waldeslust



Ob ein Baum in seiner Jugend unter Druck stand, ob er viel Äste hatte oder eine Krankheit, das kann man nur mit geübtem Auge erkennen. Wer Edelhölzer für Möbel oder Furniere kaufen will, wie hier Roland Glaab, muss sehr genau hinschauen. Erfahrene Holzeinkäufer können allein anhand äußerer Merkmale in der Biografie eines Baumes lesen.

„Zukunftswald“ war der Titel der ersten Ausgabe des Magazins der Bayerischen Staatsforsten. Um die „Waldeslust“ geht es in diesem Heft. Und „Energiequelle“ wird in der kommenden Ausgabe auf dem Titelblatt stehen. Bestimmen Lust und Laune unsere Themen oder waltet da ein Prinzip? Die Frage stellen, heißt die Antwort wissen. Zugrunde liegt unserem Magazin das Nachhaltigkeitskonzept der Bayerischen Staatsforsten, das sich im Dreieck von Ökonomie, Ökologie und sozialer Nutzung bewegt. Das ist unser Redaktionsstatut, wenn man so will. Ergänzt allerdings durch ein nicht weniger wichtiges 11. Gebot. „Du sollst nicht langweilen“. Damit erklärt sich auch die „monothematische“ Struktur unseres Magazins. Statt wie üblich Rubrik für Rubrik, Zielgruppe für Zielgruppe abzuhandeln, geben wir jedem Heft ein Schwerpunktthema, auf das sich alle einzelnen Themen beziehen. Unser Produkt, unsere Kundenorientierung, unsere Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter finden sich so in jedem Heft in einem neuen, überraschenden Zusammenhang.

Bei der „Waldeslust“ konzentrieren wir uns auf die dritte Säule unseres Nachhaltigkeitskonzepts. Es geht um die „soziale Nutzung“ unserer Wälder. Professor Dr. Michael Suda (TU München-Weihenstephan) haben wir dafür gewonnen, uns den wissenschaftlichen Hintergrund zu diesem Thema zu liefern. (Seite 4). Er tut das – wie gewohnt – ebenso aufschlussreich wie unterhaltsam. Ansonsten haben wir die „Waldeslust“ als eine sinnliche Erfahrung begriffen, die jeder macht, wenn er unsere Forsten besucht. Ein Wald der Sinne. Zum Sehen, Riechen, Hören, Fühlen, Schmecken. Das Kapitel „sehen“ ist ein gutes Beispiel dafür, wie sich die unterschiedlichsten Themen der „Waldeslust“ zuordnen. Da gibt es den professionellen Blick auf „Chinesenbärte und Mondkrater“ (Seite 10). Da sieht der Buntspecht den „homo ornithologus“ mit ganz anderen Augen (Seite 16). Und der Furnierhersteller Fritz Kohl (Seite 12) hat einen ganz besonderen Blick für unsere Werthölzer. Die Waldeslust ist schier unendlich. Das Heft hat ein begrenzte Seitenzahl. Das heißt, wir sehen uns zum Thema „soziale Nutzung“ bestimmt einmal wieder.

Die nächste Ausgabe wird sich einem Schwerpunkt zuwenden, der einen zentralen Nerv unseres Geschäfts und unseres Lebens berührt. Energie wird dann das entscheidende Stichwort sein. Doch jetzt genießen Sie erst einmal Ihre „Waldeslust“ mit allen Sinnen.

- 3 **Editorial**
- 4 **Waldeslust**
von Prof. Dr. Michael Suda
Über die ganz besondere Beziehung der Deutschen zu ihrem Wald
- 8 **SEHEN**
- 10 **Chinesenbärte und Mondkrater**
von Hanno Charisius
Der professionelle Blick für Qualität
- 12 **Das Furnierwerk Fritz Kohl**
von Hanno Charisius
Werthölzer: Darf es ein paar Scheibchen mehr sein?
- 16 **Der Homo Ornithologus**
von Stephan Merz
Beobachtungen eines Buntspechts
- 18 **Wald: Einsichten, Ansichten, Aussichten**
von Gernot Wüschner
Was ist Wald? Ein Gespräch mit Prof. Dr. Wilhelm Vossenkuhl
- 22 **RIECHEN**
- 24 **Das kann sich riechen lassen!**
Der Bad Kissinger Duftwald
- 26 **Alles eine Frage der Etiketten**
Weshalb unsere Nase den Wald so liebt
- 28 **Tief-durch-atmen!**
von Peter Laufmann
Ist die Luft so gut, wie sie riecht?
Ein Gespräch mit Prof. Dr. Annette Menzel
- 32 **HÖREN**
- 34 **„Ich sehe mit meinen Fingern“**
von Jan Berndorff
Ein Waldspaziergang mit Maria Holusch
- 38 **Der Wald klingt**
Eine Party für die Ohren
- 42 **FÜHLEN**
- 44 **Willkommen im Paradies**
von Jan Weiler
Eine unromantische Liebesgeschichte
- 47 **Ein Traum von einem Flaum**
von Vivienne Klimke
Vom Pappelflaum zur Bettdecke
- 48 **Die grüne Aktion**
von Andreas Klingseisen
Ein sanftes Fitness-Programm im Moos
- 52 **SCHMECKEN**
- 54 **Heute bietet Ihnen unser Wald:**
von Hans Gerlach
Ein köstliches Sommermenü zum Waldschmecken
- 58 **Der Rausch des Waldes**
von Martin Suter
„Die dunkle Seite des Mondes“ (Auszug)
- 59 **Impressum**

WALDESLUST

„Gib doch einfach mal Waldeslust in Google ein, da findest du sicherlich ein paar Hinweise, was die Leser erwarten“. Gesagt, getan! Über 51 000 Treffer. Eine grobe Analyse der ersten 500 soll genügen.

von Michael Suda

Hotels, Gaststätten, Kneipen locken mit der Nähe des Waldes, zwielfichtige Etablissements tauchen entweder nicht auf, oder der Filter lässt diese Informationen nicht bis zur Wissenschaft vordringen. Das Vereinswesen bemächtigt sich auch mehrfach der Waldeslust. Schützen-, Wander- und Männergesangsvereine bilden dabei den Kern. „Waldeslust. Waldeslust. O wie einsam schlägt die Brust.“ – ein Stück altes Liedgut wird auch erwähnt. Meinen Suchmaschinenversuch erkläre ich für gescheitert. Ich werde wohl selber nachdenken müssen – oder fragen wir doch einfach ein paar Menschen, am besten nach einem ausgiebigen Waldbesuch. Lassen wir uns erzählen, was sie wahrnehmen, fasziniert und immer wieder an diesen Ort der Ruhe führt.

„Entschuldigen Sie – ich bin Wissenschaftler und beschäftige mich mit dem Verhältnis von Menschen zum Wald. Darf ich Ihnen ein paar Fragen stellen?“ Ein grimmiger Blick des Ehepaars, das offensichtlich dem modern Talking – nein, dem Nordic Walking – verfallen ist, verrät: „Kein Interview in Sicht“. Auch die Gruppe von Mountainbikern schüttelt den Kopf. Mehr Glück habe ich bei denen, die sich langsam spazieren gehend oder wandernd auf mich zu bewegen. „Selbstverständlich haben wir Zeit – wenn es nicht zu lange dauert“. Es dauert lange – manchmal fast eine Stunde –, aber die Zeit vergeht wie im Flug. Das hat sicherlich mit dem Thema und der Umgebung zu tun, es geht schließlich um Wald und nicht um Konsumräusche.

Fassen wir die Stimmen zusammen und begeben uns auf die Suche nach der Partitur für unser Thema „Waldeslust“: „Der Mensch braucht den Wald, weil er sich erholen will, weil er Ruhe braucht und weil der Wald den Sauerstoff liefert, der uns ermöglicht, zu atmen, und den Raum bietet, um durchzuatmen.“ Der Rohstoff Holz wird nur selten genannt. Die einen sind entsetzt und suchen nach Kampagnen, diesen gedanklichen Kurzschluss zu beseitigen. Die anderen erkennen in

dieser Entkopplung einen Luxus der postmodernen Gesellschaft, die sich nicht mehr allem und jedem widmen muss, um zu überleben. „Ich gehe in den Wald, weil ich Erholung, Ruhe oder einen Raum für meine Aktivitäten suche.“ Es ist ein Rausch der Sinne, den unsere Gesprächspartner beschreiben – nicht Waldeslust sondern eher Lust am Wald. Bei den beschriebenen Sinneseindrücken dominieren Hören und Riechen. Es sind die Unterschiede, die wir wahrnehmen, die uns faszinieren – es ist wohl der Kontrast zur „geschäft’gen Welt“, zum Lärm und Gestank der Städte, der die Menschen im Wald fasziniert. Der Wald ist ein Ort der Entschleunigung. „Im Wald kann ich die Stille hören.“ Gestört wird dieser Rausch durch den visuellen Eindruck von Müll – nein keine Müllberge, sondern kleine Spuren der Zivilisation, achtlos weggeworfene Dinge (Zigarettenkippe, Kaugummipapier oder Taschentuch), die verraten, dass andere Menschen auch diesen Raum nutzen. Der zweite Störfaktor sind die anderen Menschen, vor allem die Erholungssuchenden, welche anderen Aktivitäten nachgehen. Das Tun der Forstwirtschaft wird kaum erwähnt. Die erste Schnittstelle zwischen der Holznutzung und der Erholung bildet der Weg, dessen Zustand dann wahrgenommen wird, wenn er aufgrund tiefer Spuren zwangsläufig das Auge auf sich zieht. Das Lustwandeln wird zum Hindernislauf. Eine zweite Schnittstelle bildet das Fällen von Bäumen. Hier begegnen sich zwei Grundauffassungen, die sich widersprechen können, aber nicht müssen. „Bäume werden gefällt, um den Wald zu pflegen, um dem Wald zu nutzen,“ lautet die Sichtweise der Erholungssuchenden. Man nutzt nicht **den** Wald, sondern **dem** Wald.

Ein Mountainbiker – sichtlich außer Atem – bleibt stehen. Mit den meisten Fragen kann er wenig anfangen. Nimmt die Fortbewegungsgeschwindigkeit zu, sei dies beim Jogging oder Biking, so verlagert sich auch die Wahrnehmung. Der eigene Körper und seine Bewegung in einem als positiv empfundenen Raum rückt in den Vordergrund. Dadurch verschwimmen die Konturen, der Wald wird zum Raum der Aktivität, manchmal zur Kulisse.

Der Wald ist heute für die meisten Menschen ein Ort der Lust, weil sie dort Sinneserfahrungen sammeln können, die ihnen zwischen der grauen Städte Mauern vorenthalten sind. Das Erlebnis ist unbezahlbar, deshalb will auch keiner dafür bezahlen. Ein grünes Band der Sympathie – ohne Ladenschlusszeiten.

WALDBESUCHER

23 % unregelmäßige Spaziergänger

21 % regelmäßige Radfahrer/Mountainbiker

20 % regelmäßige Spaziergänger naturbegeistert, bewegungsaktiv

14 % regelmäßige Läufer/Jogger, weniger naturorientiert

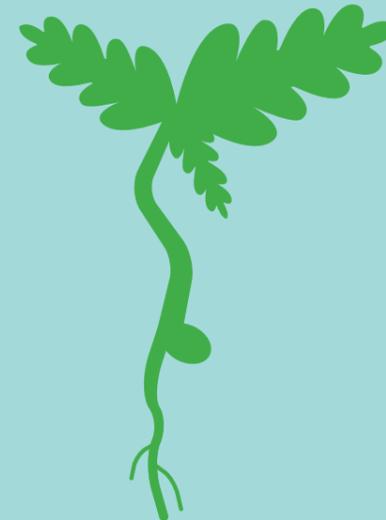
12 % tägliche „Hundeführer“

6 % regelmäßige Wanderer und tägliche Spaziergänger, oft alleine in der Natur unterwegs

4 % Verweigerung

DER MENSCH BRAUCHT DEN WALD, WEIL ...

In den Bereichen Bayerischer Wald, Spessart, Nürnberg und München wurden 607 Personen nach einem Aufenthalt im Wald ausgiebig über ihre Wahrnehmungen, Eindrücke, Einstellungen und Erlebnisse im Sommer 2003 befragt. Im Bereich der forstlichen Sozialforschung wurde dabei erstmals die Technik der Satzergänzung in einer empirischen Untersuchung über den Wald angewandt. Aus dem Blickwinkel der Erholungssuchenden spielt der Rohstoff Holz eine untergeordnete Rolle. Der Rohstoff wird in einer postmodernen Freizeitgesellschaft vom Produktionsort entkoppelt wahrgenommen.



17,9 % Leben

12,2 % Symbol für Leben und Ursprung
5,7 % Naturerlebnis



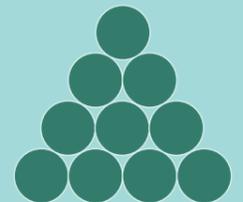
39,1 % Erholung

27,6 % Entspannung
7,1 % Ruhe
3,1 % Gesundheit
1,3 % Bewegung



39,8 % Ökologie

32,9 % Luftreinigung/Sauerstoff zum Atmen
4,1 % Wasser
2,6 % Klima
0,2 % Schutzwald



3,2 % Holz

1,0 % Wirtschaftliche Aspekte
1,8 % Holzlieferant
0,5 % Brennholzlieferant

ICH GEHE IN DEN WALD WEIL



49,6%

- 29,8 % Wald der Sinne
Ruhe, Kühle, frische Luft, Licht/Schatten
- 9,6 % Wald in seiner Gesamtheit
Ästhetik, Abwechslung, Symbol
- 9,0 % Wald ist Natur
- 1,2 % Wald der Einzelheiten
Tiere, Pflanzen



40,4%

- 29,4 % Erholung/Entspannung
- 4,3 % Zeit für Gedanken
- 3,9 % Positive Emotionen erleben
- 2,3 % Stressabbau, Kraft schöpfen
- 0,5 % mit Familie/Freunden unterwegs



10,0%

- 1,3 % Spazieren
- 1,3 % Hund ausführen
- 1,1 % Laufen/Joggen
- 1,1 % Hobby/Jagd/Brennholz machen
- 1,0 % Wandern
- 4,2 % Sonstiges

Mit dieser Fragestellung wurde der Motivation, den Wald aufzusuchen, nachgegangen. Der überwiegende Teil der Nennungen bezieht sich auf Sinneserfahrungen, die man machen möchte sowie den Aspekt der Erholung. Hier zeigt sich ein zentrales kognitionspsychologisches Phänomen: Erwartetes wird leichter wieder erkannt. Im Wald erwartet man walddtypische Sinneserfahrungen und Erholung und da man sie tatsächlich erfährt, fokussiert man sein Bewusstsein darauf. Alle anderen Faktoren wie die Forstwirtschaft werden nur dann wahrgenommen, wenn sie besonders negativ oder besonders positiv in Erscheinung treten. Forstwirtschaft hat bei der Mehrheit der Bevölkerung deutliche Freiräume in der Gestaltung der Wälder, solange sich das gewohnte Bild eines aus „natürlichen Einzelementen aufgebauten typischen Gesamtbildes Wald“ nicht verändert. Wald wird vom Bürger nicht als Kulisse konsumiert, sondern erfahren und erlebt.

Suchen wir nach dem Mythos Wald, den wir alle mehr oder weniger in uns tragen, dann fragen wir einfach Pia, die sich auskennt, weil sie unsere Märchen unter die wissenschaftliche Lupe genommen hat. „Der Wald ist ein Ort, wo man die Orientierung verliert“, sagt sie. Ich befinde mich auf dem Holzweg. Ich glaub’, ich steh’ im Wald. Zwei bekannte Sprichwörter der Orientierungslosigkeit. „Der Wald ist ein Ort außerhalb der Gesellschaft.“ In den Wald haben sich die Helden zurückgezogen, weil sie ausgestoßen wurden oder geächtet waren. Wer mit der Gesellschaft nicht zurecht kommt, findet im Wald einen Platz. Liebespaare verewigen ihre Initialen in der Baumrinde, heute in Ermangelung von geeigneten Bäumen auch in Ruhebänken. Die zentrale Frage, wie und wo entgehe ich dem Berufs- und Konsumstress am Besten, findet oft eine ebenso zentrale Antwort. „Ein Ort, an dem sich Stress abbauen lässt, ist der Wald. Vielleicht können sich unsere Befragten deshalb so gut erholen, weil in den zwei Stunden Bewegung im Grünen Beruf, Konsum und Alltag keinen allzu hohen Stellenwert haben. Der Wald hat einen anderen, organischen Rhythmus – Frühling, Sommer, Herbst und Winter, Morgen-, Mittags- oder Abendstimmung – alles fließt.“

Dieses Bild, das wir heute als Wissenschaftler aus den Gedanken der Erholungssuchenden destillieren, ist ein Gemälde des Überflusses. In Zeiten des Mangels war die Waldeslust auf die Befriedigung von Grundbedürfnissen ausgerichtet. Holz war wertvoll und daher auch teuer, teilweise unerschwinglich. Der Wald – häufig bis auf kleinste Rindenteilchen ausgeräumt – bildete eine Lebensader. Er war Matratze, Streu im Stall, Wärme und ein Dach über dem Kopf. Der Druck der Interessen und der materiellen Bedürfnisse hat vielerorts zur Devastierung (Zerstörung/Verwüstung, Anmerkung der Redaktion) der Wälder geführt. Die rechtzeitige Erschließung und Verteilung der Kohlevorkommen – die Wälder des Karbon – hat die großflächige Vernichtung unserer Wälder verhindert.

Offensichtlich können heute beide Welten und Sichtweisen, die Waldeslust auf der einen und die Holzproduktion auf der anderen Seite, nebeneinander existieren. Beide Ansprüche sind legitim und durch Gesetze garantiert.

Ich setze mich auf das Sofa, lege die neue CD von Klaus Hoffmann ein und traue meinen Ohren nicht: „Wir gehen in den Wald und suchen Liebe und geben keinen Meter Boden her“. Da ist sie, die Waldeslust. Das nächste Interview werde ich mit ihm führen. 🍄

Professor Dr. Michael Suda ist Leiter des Lehrstuhls für Wald- und Umweltpolitik der TU München. Forschungsschwerpunkte seines Teams sind die Bereiche Strukturwandel, Waldwahrnehmungen, Kommunikationsinstrumente und Naturgefahren.

WORÜBER ICH MICH IM WALD ÄRGERE ...

Schwerpunkte bei den Antworten sind Müll im Wald und erlebte Konflikte mit anderen Menschen, vor allem anderen Erholungssuchenden. Wegezustand, Markierung und Passierbarkeit rücken die Erschließung der Wälder in den Blickpunkt. Neben Schlagabraum und Verschlammung der Wege monieren Radler, aber auch Spaziergänger, grobe Schotterungen bei Wiederinstandsetzung. Eine stärkere Entflechtung von intensivem Erholungsverkehr und intensivem Forstwirtschaftsverkehr mag auf der Fläche zukünftig notwendig werden. Die Forstwirtschaft selbst wird wiederum fast nicht genannt. Nur drei von 511 Nennungen beziehen sich auf aktive forstwirtschaftliche Maßnahmen wie Baumfällarbeiten. Überwiegend wurde hier die „Unordnung“/„unaufgeräumte Wälder“ als störend genannt. Es ist der andere (fremde) Mensch und seine Spuren (Müll), die den Menschen im Wald stören, aber nicht der Waldzustand oder seine Behandlung.



18,8 % Konflikte

- 3,6 % Spaziergänger
- 5,3 % Hunde
- 4,5 % Radfahrer
- 2,0 % Raucher
- 1,8 % Autos
- 0,8 % Reiter
- 0,6 % Kinder
- 0,2 % Jogger



5,5 % Forstwirtschaft

- 4,1 % Unordnung
- 0,8 % tote/krankte Bäume
- 0,6 % Fällung



1% Gefahren

- Mücken
- Zecken



2,7 % Lärm

- 0,5 % allgemein
- 1,4 % andere Menschen
- 0,8 % Maschinen/Autos



0,8 % Jagd



59,9 % Müll



9 % Wege

- 7,2 % Zustand
- 1 % Markierung
- 0,8 % Passierbarkeit

2,3 % der Waldbesucher hatten keinen Grund, sich zu ärgern



sehen

Der Auerhahn ist ein sehr wählerisches Tier. Er lebt in nadelbaumreichen, lichten, stufigen Wäldern und liebt Heidelbeeren. Wo sich der Auerhahn wohlfühlt, hält sich auch der Mensch gerne auf. Die Wälder Bayerns, wie sie auf diesen Postkarten aus den 1920er Jahren zu sehen sind, locken auch heute noch mit Ruhe, sauberer Luft und bunten Farben erholungsbedürftige Besucher.

Wie sehr man die Welt und den Wald mit den Augen wahrnimmt, merkt man, wenn man sie schließt. Dann tauchen die Bilder auf, die jeder von uns verinnerlicht hat. Die Sonne, die durchs Laub bricht, die beschaulichen Waldwege des Sonntagsspaziergangs, die dunklen Tannen, die sich zur Lichtung öffnen. Wenn man will, kann man auch den Scharfblick der Erinnerung einstellen. Die Strukturen seltener Farne, wunderbare Waldpilze, scheues Wild, das ins Unterholz flüchtet. Und wenn wir das Erinnerungsfernglas zu Hilfe nehmen, dann entdecken wir ganz oben am Stamm den Buntspecht wieder, der uns genauso neugierig mustert wie wir ihn.



von Hanno Charisius

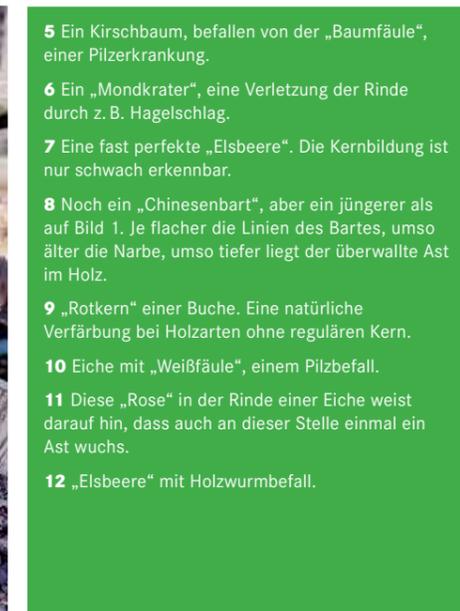
Man braucht ein bisschen Übung, bis man das Wort fehlerfrei aussprechen kann: Wertholzsubmission. Hat nichts mit Wertstoff, also Müll, zu tun. Es bezeichnet etwas Geheimes: eine schriftliche Versteigerung von Edelhölzern. Einige hundert besonders wertvolle Stämme werden aus verschiedenen Forstbetrieben der Bayerischen Staatsforsten an einen Ort gefahren. Jeder Stamm bekommt eine Nummer und kommt zusammen mit einer Beschreibung in einen dicken Katalog. Interessierte Holzkäufer begutachten die Stämme und notieren bei den für sie interessanten Exemplaren ein Gebot in den telefonbuchdicken Binder. An dem gesetzten Termin werden die in einem versiegelten Umschlag eingereichten Gebote von dem Verkaufsleiter miteinander verglichen. Das höchste gewinnt – wie bei einer Auktion.

„Eine offene Versteigerung ist dagegen das sozialere Ereignis“, sagt Norbert Remler, Leiter Holzverkauf. In Arnstein nahe Würzburg war am 14. Februar, 9 Uhr, Stichtag für die letzten versiegelten Gebote. „Man kommt mit den Käufern in Kontakt“, sagt der Forstmann, „das ist wichtig, um Vertrauen aufzubauen.“ Submissionen bringen allerdings in der Regel die größeren Erlöse für die Verkäufer. Die Kunst der Käufer besteht darin, die Biografie eines Baumes nur an seinem Äußeren und an den Schnittflächen abzulesen. Gerader Wuchs, keine Krankheiten, wenige Äste, das sind die Merkmale, auf die es zu achten gilt – und die für einen Laien praktisch unsichtbar sind. Je makelloser ein Baum, desto höher sein Preis. „Man spricht übrigens nicht von Fehlern, sondern von Merkmalen“, sagt Remler. Das macht Sinn: Der Geschmack der Leute ändert sich rasch und dann kann ein Stamm mit vielen Ästen plötzlich mehr wert sein als einer, den man heute als ideal bezeichnen würde. 🌲

E-Mail: norbert.remler@baysf.de

CHINESENBÄRTE UND MONDKRATER

Holz ist das Gegenteil von einem Industrieprodukt: Jedes Stück und jeder Stamm sieht anders aus. Wer daraus Möbel bauen oder Furniere schneiden will, muss die Biografie eines Baumes an seinem Äußeren erkennen. Dabei hilft nur ein geschultes Auge und sehr viel Erfahrung.



- 5 Ein Kirschbaum, befallen von der „Baumfäule“, einer Pilzerkrankung.
- 6 Ein „Mondkrater“, eine Verletzung der Rinde durch z. B. Hagelschlag.
- 7 Eine fast perfekte „Elsbeere“. Die Kernbildung ist nur schwach erkennbar.
- 8 Noch ein „Chinesenbart“, aber ein jüngerer als auf Bild 1. Je flacher die Linien des Bartes, umso älter die Narbe, umso tiefer liegt der überwallte Ast im Holz.
- 9 „Rotkern“ einer Buche. Eine natürliche Verfärbung bei Holzarten ohne regulären Kern.
- 10 Eiche mit „Weißfäule“, einem Pilzbefall.
- 11 Diese „Rose“ in der Rinde einer Eiche weist darauf hin, dass auch an dieser Stelle einmal ein Ast wuchs.
- 12 „Elsbeere“ mit Holzwurmbefall.

- 1 Ein „Chinesenbart“, eine Astnarbe an einem glattrindigen Baum, hier einer Buche.
- 2 „Ringschale“ an einer Eiche. Den Jahrringen folgende Risse, die entweder den ganzen Jahrring oder den größten Teil eines Jahrrings erfassen können. Entsteht in der Regel durch Wuchsspannungen im stehenden Baum.
- 3 Feldhorn mit Spannungsrissen. Weist auf Spannungen im Holz und eine deshalb schwierige Verarbeitung hin.
- 4 „Brand“ bei einer Eiche. Er bezeichnet eine überwallte (überwuchert, überwachsen) Rindenverletzung.



DAS FURNIERWERK FRITZ KOHL

In Karlstadt begegnet man Holz mit ungewöhnlichem Respekt – man weiß hier um den inneren Wert der Bäume. Aufgeschnitten zu Furnier werden daraus Kostbarkeiten, begehrt bei Schreibern und Designern in der ganzen Welt.

von Hanno Charisius



Schreiner bezeichnen ein Furnier-Paket als „Buch“, weil die Furnierblätter darin sauber geordnet wie Seiten aufeinander folgen (links). „Die Summe der Erfahrungen macht einen guten Furniermacher aus“, sagt Joachim Kohl, einer von drei Geschäftsführern des Familienunternehmens. Wer das falsche Holz einkauft, ist schnell ruiniert.



Das fertige Furnier (rechts) schimmert wie feinstes Leder und fühlt sich auch so an. Aus einem Stamm, wie ihn der Gabelstapler über den Lagerplatz balanciert (links), können mehr als 1 000 Quadratmeter Furnier geschnitten werden.

„Der könnte etwas sein“, sagt Joachim Kohl, streicht mit der Hand über die bemooste Rinde einer uralten bayerischen Eiche und schaut zu seinem Kollegen, der den Stamm gerade vermessen hat. „Ja“, erwidert der und legt ebenfalls die Hand auf das Holz, „der könnte ein paar Überraschungen bieten“. Die beiden Männer blicken sich an und einen kurzen Augenblick funkelt es in ihren Augen, als ob sie einen verborgenen Schatz entdeckt hätten.

Es ist ein sonniger Nachmittag im Frühling. Auf dem Holzlagerplatz des Furnierwerks Fritz Kohl in Karlstadt, ein paar Kilometer nördlich von Würzburg, herrscht emsiges Treiben. Nur um den etwa drei Meter langen Stammabschnitt von den Bayerischen Staatsforsten hat sich eine kleine andächtige Menschentraube gebildet: Dieser Baum hat vermutlich zu Zeiten der französischen Revolution seine Jugend gehabt.

In Karlstadt begegnet man Holz mit ungewöhnlichem Respekt – man weiß hier um die inneren Werte der Bäume. Und um ihren Marktwert: Ein solcher Stamm Edelholz kann einige tausend Euro kosten – aufgeschnitten zu Furnier wird daraus ein kleines Vermögen. In ein paar Tagen wird sich zeigen, welchen Schatz der mächtige Eichenstamm birgt und ob sich die Investition gelohnt hat. Dann wird er „gemessert“, wie die Furnierschneider sagen, in eine gewaltige Maschine gespannt, von einer rasiermesserscharfen Klinge in papierdünne Streifen geschnitten und zu Bündeln à 24 Blatt verschnürt. Fertig ist Furnierholz, das bei Möbelbauern und Innenarchitekten in aller Welt begehrt ist.

Von außen erkennen, wie es im Inneren eines Stammes aussieht, das ist das Handwerk der Holzeinkäufer, die sämtliche Kontinente bereisen auf der Suche nach neuem Werkstoff. „Was man beim Einkauf verkehrt macht, kann man nie wieder gut machen“, sagt Joachim Kohl, „dann ist man in zwei Jahren pleite.“

Seit 1972 gehört der studierte Betriebswirt zu dem seit vier Generationen bayerischen Familienunternehmen mit insgesamt etwas über 200 Mitarbeitern. Heute ist er einer von drei Geschäftsführern. Schon im Alter von neun Jahren ging Joachim Kohl in der Firma ein und aus. Schon damals begann im Grunde seine Lehrzeit: „Die Summe der Erfahrungen macht einen guten Furniermacher aus“, sagt er heute, „das kann man weder studieren, noch in einer Ausbildung lernen.“

Wenn er das falsche Holz einkauft oder solches mit hässlichen Astlöchern im Kern oder Fäulnisbefall, dann kommt zum Schluss Furnier heraus, das zwanzig Cent pro Quadratmeter kostet. Oder, noch schlimmer, Blindfurnier, die unterste Qualitätskategorie, die nicht mehr für sichtbare Flächen verwendet wird und nicht paketweise, sondern im Tonnenmaßstab verkauft wird. „Das rentiert sich niemals, wenn man in einem Land wie Deutschland produziert“, erklärt Kohl. Sein Unternehmen lebt von hochpreisigen Furnieren erlesener Qualität. Die Oberklasse beginnt bei 30 bis 40 Euro pro Quadratmeter, der im äußersten Spitzensegment auch bis zu 250 Euro kosten kann.

Bevor ein Stamm in hauchfeine Blätter aufgeschnitten werden kann, muss er erst einmal eine Zeit lang kochen. Zwischen einigen Stunden und mehreren Tagen liegt das Edelholz in 85 Grad heißem Wasser. Dabei verändert das Holz seine Farbe und die Maserung kommt später besser zum Vorschein. Das Kochen ist aber auch notwendig, um das Holz für das anschließende „Messern“ geschmeidig zu machen. Danach wird der Stamm der Länge nach zersägt und in die so genannte Messermaschine gespannt. Bis zu 90-mal pro Minute saust dann eine Klinge wie ein riesiger Hobel an dem Stamm vorbei und schneidet Scheiben herunter, die gerade einmal 0,7 Millimeter dick sind.



Bis zu 90-mal pro Minute saust die Klinge der Messermaschine wie ein Hobel an dem eingespannten Stamm vorbei. Im selben Rhythmus müssen zwei Männer die hauchfeinen Furnierblätter auffangen, die aus der Maschine fliegen.

DAS UNTERNEHMEN

Furnierwerk Fritz Kohl, Karlstadt, Nordbayern

Gründung: 1951

Mitarbeiter: weltweit über 200

Niederlassungen in: USA, Frankreich, Dubai

Produktion: Circa 14 Millionen Quadratmeter Furnier pro Jahr und etwa 5 000 Kubikmeter Schnittholz.

Einkaufsvolumen: 25 000 Kubikmeter Rundholz pro Jahr. 80 Prozent der eingekauften Eichen und 90 Prozent der Buchen stammen aus Deutschland.

www.veneerwood.com

Neben den drei Messermaschinen verwenden die Furnierschneider für weniger wertvolles Holz auch die Schälmaschine, in der die eingespannten Stämme um ihre Längsachse rotieren und das Schälmesser kontinuierlich den Furnier-Span herunterschneidet. Sägemehl fällt bei keinem der Prozesse an. Reste vom Zuschnitt der Stämme oder des fertigen Furniers werden benutzt, um die Energie für die drei Trockenkammern des Unternehmens zu erzeugen, durch die das Furnier nach dem Schneiden auf großen Fließbändern fährt.

Nach Zuschnitt und Trocknung fühlen sich die Blätter an wie feines Leder. So wie sie vom Stamm herunter geschnitten wurden, so werden sie später auch wieder von einer Maschine sortiert und je 24, manchmal 32, zu einem „Buch“ geschnürt. So nennen Schreiner ein Paket Furnier, weil darin die Furnierblätter wie Seiten aufeinander folgen.

Aus einem Kubikmeter Eichenrundholz lassen sich bis zu 750 Quadratmeter bestes Furnier herstellen. „Mit dieser Furniermenge können, zusammen mit dem zumeist aus Holzabfällen erzeugten Trägermaterial, etwa 50 furnierte Schlafzimmerschränke hergestellt werden“, rechnet Joachim Kohl vor. Würde man den Kubikmeter Holz zu Brettern schneiden, und daraus Massivholzmöbel bauen, kämen am Ende gerade einmal zwei Schränke dabei heraus. „Furnierholz gewährleistet die sparsamste Nutzung des wertvollen Rohstoffs Holz.“ Bereits um 2900 v. Chr. haben die Ägypter Furnier-Möbel gebaut, weil die Vorkommen an edlen Hölzern sehr begrenzt waren. Sie zersägten das Holz damals allerdings noch zu dünnen Brettchen, die dann mit weniger edlen Brettern verleimt wurden.

Abends geht Joachim Kohl noch einmal zum Holzlagerplatz. Welches Holz gerade vom Markt gewünscht werde, sei von Modetrends abhängig, erklärt er. Auf Möbelmessen versuchen er und die anderen Einkäufer, die kommenden Wünsche zu erspüren. „Momentan werden dunkle Hölzer gefragt“, sagt Kohl und streicht mit der Hand über ein paar duftende, frühlingswarme Eichenstämme, blinzelt in die untergehende Sonne: Einen weiteren Trend habe er in den letzten Jahren ausgemacht. „Viele Abnehmer wollen sicher sein, dass das Holz aus nachhaltiger Forstwirtschaft stammt und nicht aus Raubbau an der Natur.“

DER HOMO ORNITHOLOGUS

Beobachtungen eines Buntspechts

von *Stephan Merz*

Jedes Jahr, wenn die ersten Krokusse verheißungsvoll ihre Köpfe empor strecken, freue ich mich wie ein Zaunkönig auf eine höchst aufregende Saison. Aber anders, als Sie vielleicht denken, liegt der Grund meiner Vorfreude nicht in erster Linie an der bevorstehenden Balz-Zeit. Natürlich hat es schon gewisse Vorzüge, wenn man sich nach jedem Winter – ausgeruht und frisch erholt – ein neues Weibchen zur Frau nehmen darf und zur Bekundung der Heiratswilligkeit der einfache Ausruf eines heiseren „Rärärä“ genügt. Trotzdem möchte ich heute von meiner eigentlichen Leidenschaft erzählen, die damit zu tun hat, dass etwa zur gleichen Zeit noch ein ganz anderes Treiben im Wald beginnt.

Ja, zum Kuckuck! Wo sind denn meine Manieren?! Gestatten Sie mir, dass ich mich kurz vorstelle. Mein Name ist Buntspecht und dies sind meine wissenschaftlichen Beobachtungen eines außergewöhnlichen Waldbewohners: des Homo ornithologus. Des Weiteren möchte ich mich dafür entschuldigen, dass ich eingangs so unverhohlen ins Thema Paarung abgeschweift bin. Höchst wahrscheinlich kam es mir deshalb in den Sinn, weil mich ausgerechnet mein Studienobjekt schon des Öfteren in flagranti erwischt hat.

Aber wer mag ihm seine überaus große Neugier verdenken? Ich als Wissenschaftler mache ja schließlich auch nichts anderes als genaueste Beobachtungen anzustellen. Und bei diesen tritt vor allem zu Tage, dass der Homo ornithologus zwar in Form und Gestalt eine verblüffende Ähnlichkeit zum Menschen aufweist, es aber ansonsten doch Abweichungen von evolutionärem Ausmaß gibt.

Bleiben wir bei den Äußerlichkeiten. Während ich einen gewöhnlichen Waldspaziergänger nicht zuletzt an seinem Pfeifen – zwar gut gelaunt, aber mit fürchterlichem Akzent – schon aus weiter Entfernung erkenne, tue ich mir da beim Homo ornithologus schon wesentlich schwerer. Dieser verfügt nämlich neben Pfiffbegabung in den ungünstigsten Fällen auch noch über ein äußerst farbares Federkleid, welches ich – da ich nun mal keine Adleraugen habe – nur sehr schwer im Dickicht des Waldes ausmachen kann. Auch der merkwürdige Kopfbewuchs, der mich immer irgendwie an Schafswolle erinnert, tut sein Übriges. Irgendwo dazwischen, zwischen Kopfbewuchs und Federkleid, vermute ich das Gesicht, habe es aber auf Grund der vielen Grautöne drum herum bis heute nicht eindeutig lokalisieren können. Nur der Schnabel – mit zwei merkwürdigen Öffnungen am unteren Ende, die wahrscheinlich zur Aufnahme von Atemluft dienen – steht bei manchen Exemplaren unübersehbar weit heraus.

Auch in der Art der Fortbewegung scheint die Evolution beim Homo ornithologus einen anderen Verlauf genommen zu haben als beim gewöhnlichen Waldspaziergänger. Während dieser nämlich meist aufrecht die eingetretenen Waldpfade entlang stolziert, bevorzugt jener eine horizontale Position, um sich dann auf die Gelenke seiner Vorderläufe gestützt durchs Unterholz zu schlängeln. Aber auch Versuche, sich auf die Hinterbeine zu stellen, konnte ich beim Homo ornithologus hin und wieder erkennen. Seltsamerweise werden diese jedoch immer jäh unterbrochen, sobald er mich bei meinen Beobachtungen bemerkt. Meist verharrt er dann, solange ich noch zugucke, in einer gebückten Stellung. Statt seine physischen Defizite auf einem Trimm-Dich-Pfad in unserem Wald zu beheben, konzentriert sich der Homo ornithologus lieber auf die Perfektionierung seiner visuellen Wahrnehmung. Dazu benutzt er ein schwarzes Werk-

zeug, das er sich an die Stelle hält, wo ich sein Gesicht vermute. Im Ergebnis muss man sich dies wie zwei große dunkle Augen vorstellen, die in der Sonne ab und zu aufblitzen.

Wonach diese Späher Ausschau halten, war mit anfangs unklar. Beute jedenfalls schien es nicht zu sein. Mit Jägern haben sie zwar eine gewisse Ähnlichkeit, was deren betont unauffälliges waldröhrendes Erscheinungsbild angeht, aber bei einem Halali habe ich den Homo ornithologus noch nie ausmachen können. Auch dass sie nach geeigneten Brutstätten suchen, halte ich für ausgeschlossen. Der schlaue Spatz hat mir des Rätsels Lösung schließlich vom Dach gepfiffen. „Ornithologus gleich Ornithologie gleich Vogelkunde“, meinte er und kam zum Resultat: „Die haben es auf uns abgesehen!“ Das scheint mir plausibel, vor allem weil sie sich wirklich nur auf das Gucken beschränken. Wobei sie sich unentwegt in einem Art Tagebuch Notizen machen. Ich meine, das ehrt mich, aber was um Himmelswillen ist so aufregend daran, einen Buntspecht zu beobachten? Dazu hat der besagte Spatz auch eine Erklärung. Es gäbe ja nicht nur ihn und mich, sondern noch andere 8 998 Vogelarten, die man genau beschreiben müsse, damit man sie auseinander halten kann. Und außerdem würden Ornithologen auch unser Flugverhalten penibelst festhalten. Ganz besonders das der Kollegen Zugvögel. Daraus, sagt Herr Spatz, könne man wichtige Erkenntnisse für Klimaveränderungen ableiten. In Kreisen des Homo ornithologus wäre deshalb schon nicht mehr von Vogelarten, sondern von „Klima-Indikatoren“ die Rede. Demnach wäre ich ein Bunt-Klima-Indikator!

Das soll einer begreifen. Da lach ich mir doch ein Loch in den Ast! 🌿



WALD: EINSICHTEN, ANSICHTEN, AUSSICHTEN

Eigentlich wollten wir uns mit dem Philosophieprofessor auf den Hochsitz setzen, um uns mit Blick auf Lichtung und Wald, auf Flora und Fauna, über Gott und die Welt zu unterhalten. Aus der Hochsitzbesteigung wurde dann nichts. Ein strömender Regen war dagegen. Stattdessen erklimmen wir den 2. Stock des Hauptgebäudes der Ludwig-Maximilians-Universität und trafen uns dort im Philosophischen Institut zum Gespräch, das hier wiederum erzählend weitergegeben wird.

Die Wurzeln der Menschheit liegen im Wald. In Urzeiten war die Fähigkeit, im Wald zu überleben, Antrieb der menschlichen Evolution. Später haben Philosophen die Lichtung des Waldes als Metapher für die überraschende Offenbarung von Wahrheit ins Spiel gebracht.

Von Gernot Wüschner

„Warum ist die Banane krumm?“ Es sind die vermeintlich harmlosen Kinderfragen, die uns zu allen Zeiten in die Verzweiflung treiben. Nach Art der kleinen Hinterlistigen nähern wir uns auch dem Philosophen. Hier in Person des Wilhelm Vossenkuhl, Dekan der Philosophischen Fakultät der Ludwig-Maximilians-Universität und Initiator des „Münchner Kompetenzzentrums Ethik“. Anders als entnervte Erwachsene liebt die Philosophie diese Annäherung ans „große Ganze“ mit den kleinen, schlichten Fragen. Oder sagen wir, sie kennt sich damit bestens aus. Was ist der Mensch? Was ist das Gute? Was ist Leben? Das sind die Fragen, die seit ein paar tausend Jahren auf ihrer Agenda stehen. Und jetzt – warum nicht – auch unsere Frage: „Was ist Wald, sehr geehrter Herr Professor Vossenkuhl?“

Wald, das stellt sich schnell heraus, ist für Wilhelm Vossenkuhl vor allem ein Erlebnis. Eine Lebensbedingung, die ihn von Kindesbeinen an begleitet. Auf dem Land aufgewachsen, kannte er als Bub schon jeden Baum, bevor er den Wald gesehen hatte. Später lag das Ferienhaus der Familie mitten im Schwarzwald. Hier lernte er die dunkle Seite des Waldes kennen. Tief schwarz, schwer und geheimnisvoll hat er ihn in Erinnerung. Heute ist es der Samerberg in den Chiemgauer Alpen, wo er wochenends im nahen Wald seine Joggingrunden dreht. Wenn man jetzt noch weiß, dass der Name Vossenkuhl über einige verschlungene Sprachpfade süddeutschen Dialekts eine Verballhornung von „Waldlichtung“ bedeutet, dann steht fest: Dieser Mann weiß, was Wald ist. Um so verblüffender ist seine erste Anmerkung zum Thema, mit der er uns alle zu (verkappten) Waldexperten ernennet:

„Wir kommen alle aus dem Wald.“

Vossenkuhl meint damit nicht unsere germanischen Vorfahren, die sich – kaum dass man sie zitiert – vor unserem inneren Auge als Met trinkende, sich auf Bärenfell räkelnde, rotbärtige Gesellen auften. „Das Land sieht zwar im Einzelnen recht verschiedenartig aus, ist jedoch schaurig durch seine Urwälder und seine Bewohner“, hat Tacitus festgestellt. Nein, Vossenkuhl meint mit „alle“ den (afrikanischen!) Homo Sapiens aus stammesgeschichtlichen Urzeiten. Unser aller Großfamilie, die den Wald, und nichts als Wald, als ihren eigentlichen Lebensraum kannte. Waldschrate waren wir, allesamt. Allerdings nicht von der hellhäutigen und rothaarigen Sorte, sondern mit schwarzer beziehungsweise dunkler Hautfarbe – jedenfalls bis vor 6000 Jahren. Der schwarze Homo Sapiens – das ist keine erfreuliche Nachricht für die Ewiggestrigen, weshalb wir sie ihnen gerne hinter die Ohren schreiben.

Die Fähigkeit, im Wald zu überleben, hat die Lebenswirklichkeit der Menschen über Jahrtausende bestimmt. Heute üben sich gestresste Manager in der gleichen Fähigkeit ein Wochenende lang. Und sind bis in die Haarwurzeln motiviert, wenn es darum geht, drei Tage mit Quellwasser, Beeren und Wurzeln zu überleben. Nichts, was sie glücklicher macht, als wenn sie die verschütteten Instinkte ihrer Vorfahren in sich spüren. Das ist ihnen jede Entbehrung und viel Trainingshonorar wert. Man sieht, der Wald in uns lebt.

Keinen Anspruch auf historischen Beleg haben jene Wesen, die uns in der Kindheit als die eigentlichen Ureinwohner des Waldes erschienen. Die Feen, Elfen, Kobolde, Zwerge und alle anderen guten und bösen Geister. Nichts als antiquierte Fakes! Neuzeitproduktionen der Romantik, wie die vielen anderen Märchen, denen wir allerdings die Wiederentdeckung des Waldes im frühen 19. Jahrhundert verdanken. Die Einstellung zum Wald war in vorromantischen Zeiten nämlich eine denkbar unsentimentale. Wald war zum Abholzen und zum Jagen da. Die „soziale Nutzung“ von Wald, wie sie uns heute so selbstverständlich ist, ist die Folge der „Naturentdeckung“ durch J. J. Rousseau und seine romantischen Nachfolger. Ein neues altes Bewusstsein und Verständnis von Natur zu entwickeln, wird zu einem zentralen Thema des 19. Jahrhunderts.

„DIE GANZE NATUR IST EINE MELODIE, IN DER EINE TIEFE HARMONIE VERBORGEN IST.“

Johann Wolfgang von Goethe

Natura, von nasci „entstehen, geboren werden“, steht für alles Lebendige, gleich der Psyché, griech.: Seele, Hauch, Atem. Von hier ist es nicht mehr weit zu einem Wald, der als Naturdom betreten wird, in dessen Baumwipfeln sich die gotischen Kreuzbögen nachformen. Walten dort die Kräfte – göttliche Kräfte? –, die vergehen und entstehen lassen? Die auf wunderbare Weise Natur und Welt im Gleichgewicht halten?

Der Professor verweigert die Rolle des Bruders Grimm. Er weist darauf hin, dass es die Idee eines Gleichgewichts, das der Natur inne wohnt, immer gegeben hat. „Die Romantik hat aufgegriffen, was schon von den Vorsokratikern gedacht war.“ Aber die Romantiker haben uns viel weniger eine Philosophie hinterlassen, als die Erlaubnis, uns am Tiefgefühlten zu laben. Wunderschöne Lyrik, berührende Malerei und tief empfundene Musik bringen uns die Natur so nahe wie nie. Neudeutsch würde man von einem außerordentlich erfolgreichen Relaunch sprechen, den der Naturgedanke in Zeiten der Romantik erfahren hat. Jedenfalls sind romantische Vorstellungen von Natur und Wald bis heute allgegenwärtig. Als ihre aktuelle, postmoderne Variante sieht Wilhelm Vossenkuhl übrigens die Grünenbewegung, die sich zu Anfang der 70er Jahre formiert hat. Damals mit einer erklecklichen Anzahl naturnaher, wertkonservativer Protagonisten in ihren Reihen. Die Romantik und der für sie typische enge Naturbezug lebt also fort. Aber für den Philosophen ist es eine „gebrochene Romantik“. Funktionalisiert, kultiviert, etabliert. Als schöne Literatur, als Märchen zum Einschlafen und als „Liedgut“, bei dem man sich aus gegebenen Anlass immer wieder fragt, wo er denn stehe – der Brunnen vor dem Tore? Es sieht nicht so aus, als hätte der „Brunnen vor dem Tore“ und anderes Erbe der Romantik große Chancen, sich im Langzeitgedächtnis der heute Zwölfjährigen fest zu etablieren. Vielen begegnet Natur und Wald nur noch als „Umgebung“. Ein persönliches Erlebnis von Natur ist damit nicht verbunden. Daran ändert auch das, was wir heute ökologisches Bewusstsein nennen, nicht mehr viel. Ökologie weiß um die Funktion von Natur, schützt sie und hilft, sie zu bewahren. Aber das Bewusstsein, als ein Teil dieser Natur zu existieren, muss jeder für sich herstellen.

„DER MENSCH, DER DIE NATUR EINMAL VERLASSEN HAT, FINDET ZU IHR NICHT MEHR ZURÜCK.“

Jean-Jacques Rousseau

Der Professor hat unsere romantische Träne im Knopfloch lange und geduldig gemustert. Es wird Zeit, auf den Punkt zu kommen. „Uns fehlen nicht die Gefühle, uns fehlt Anschauungskraft, die wir in Bezug zur Natur verloren haben. Wir nehmen den Wald in seiner Naturhaftigkeit nicht mehr wahr!“ Die Natur hat für uns ihre Lesbarkeit verloren. Wer kann an Spuren das Wild identifizieren, die es hinterlassen hat? Wer erkennt, ob ein Baum gesund oder krank ist? Wer hat noch – und das ist ein Schlüsselwort für Wilhelm Vossenkuhl – eine lebendige (!) Beziehung zur Natur? Er erzählt vom Besuch der Freundin seiner Tochter bei der Familie. Sie ist zwölf Jahre alt, ein Stadtkind. Man macht einen Waldspaziergang. Es ist die erste „Wald-live-Begegnung“ der jungen Besucherin. Wald kennt sie bisher nur aus dem Fernsehen. Umso größer ihr Erstaunen und ihr Entzücken, als sie eine Entdeckung macht: „Schaut mal“, ruft sie, „da liegt ein richtiger, gefällter Baum!“ Ohne Wissen, sagt der Philosoph, der gerade eine Vorlesungsreihe „Über die Urteilskraft“ für das kommende Semester vorbereitet, gibt es kein Verstehen. Wir haben uns angewöhnt, das Wissen den Experten zu überlassen und hoffen es dort in guten Händen. Die Frage ist, ob uns unser Nichtwissen nicht von der Welt, die uns umgibt, entfremdet. Zwischen Menschen jedenfalls gibt es keine echte Beziehung, wenn sie nichts von einander wissen. In der Beziehung zwischen Menschen und Natur ist das nicht anders.

Die Lichtung der Offenbarung

Martin Heidegger, selbst kein Großstädter, sondern gern und oft die Natur suchend, hat den Wald als philosophischen genius loci ins Spiel gebracht. Genauer gesagt, die „Lichtung“ des Waldes, als eine Metapher für die jähe Offenbarung von Wahrheit. Die heideggersche Wahrheit ist ebenso in der Lebenswirklichkeit nachvollziehbar. Jeder Wanderer, dem die Füße müde, der Sinn schwer, der Wald dunkel war, weiß davon zu berichten, wenn sich mit einem Mal die engen Bäume auften zu einer großen, weiten Lichtung. Das ist dann auch für den schlichten Wandersmann eine „wahre“ Offenbarung. Die „Lichtung“ bei Heidegger ist eine Form der Wahrheitsfindung, die sich gegen den Bienenfleiß stellt, in den sich die Wissenschaft gerne rettet, wenn es ihr an Inspiration mangelt. Jedenfalls, meint Vossenkuhl ein wenig spitz, sind die Center of Excellence, die allenthalben eingerichtet werden, nicht unbedingt die „Lichtungen“ der Wissenschaft.

Heidegger geht davon aus, dass große Erkenntnisse wie große Entdeckungen nicht steuerbar sind. Sie brauchen die Hilfe des glücklichen Zufalls. Die „Lichtung“ im dunklen Dickicht des Waldes. Sucht der Professor seine Wahrheit auch auf der „Lichtung“? Er begnüge sich mit seiner Joggingstrecke, meint er. Aber auch die mache ihm – nicht unähnlich der „Lichtung“ – den Kopf frei und offen für so manche gute Idee. Das bringt ihn auf Adalbert Stifter, der sich intensiv mit der Frage auseinandergesetzt hat, wie man mit der Natur ins Gespräch und dabei mit sich ins Reine kommt. Bei Stifter allerdings noch ohne Joggen. In „Der Nachsommer“, dem letzten Werk des romantischen Dichters, ist dies nachzulesen. Stifter gehört ohnehin zur Pflicht- und Genusslektüre eines jeden, der der Frage „Was ist Wald?“ nachgehen will. Auch dafür ein Tipp des Professors: „Der Hochwald“, eine kurze Novelle von Adalbert Stifter, eine ergänzende Lektüre zum 900 Seiten dicken „Nachsommer“. Naturwissenschaftlich unterlegte „Waldkunde“. Nach der Lektüre weiß man, was Wald ist.

Die „Sorge“ des Martin Heidegger

Der Professor möchte uns neben der „Lichtung“ noch einen anderen Heidegger-Begriff mitgeben, den er für das Verhältnis von Natur und Wald für noch wichtiger hält: „Wenn schon Heidegger, denn schon auch die ‚Sorge‘.“ Es ist die „Sorge“, mit der Heidegger in der Doppeldeutigkeit des Wortes das Verhältnis des Menschen zu seiner Umwelt beschreibt. „Sorge“ im Sinne der Vorsicht und der Befürchtung um den Erhalt der Natur und „Sorge“ als das aktive Kümmern, als Pflegen und Hegen von Natur. Vossenkuhl sieht in der heideggerschen Sorge eine sehr treffende Beschreibung dessen, was die Natur vom Menschen erwarten darf. Sorgen heißt dann, ein treuhänderisches Pflegeverhältnis einzugehen, was die Substanzerhaltung unserer Wälder betrifft. Das ist, meint Vossenkuhl, weit mehr als der zoologische Naturschutz, der nach dem Arche Noah-Prinzip funktioniert. Hier einen Knut, dort einen Braunbär und da einen Wolf. Keine Glaskuppellandschaften zur Simulation von Natur und Leben. Disneyland gibt es genug. Wilhelm Vossenkuhl will den Wald seiner Kindheit auch für seine Kindeskinde. 🌿

„EIN BLATT AUS SOMMERLICHEN TAGEN, ICH NAHM ES SO IM WANDERN MIT, AUF DASS ES EINST MIR MÖGE SAGEN, WIE LAUT DIE NACHTIGALL GESCHLAGEN, WIE GRÜN DER WALD, DEN ICH BESCHRITT.“

Theodor Storm

Professor Dr. Wilhelm Vossenkuhl ist Dekan der Fakultät für Philosophie, Wissenschaftstheorie und Religionswissenschaft der LMU München. Darüber hinaus ist er als Vorstand im fakultätsübergreifenden Kompetenzzentrum Ethik engagiert.

riechen

Der Wald ist ein olfaktorisches Dorado. Von allen feinen Gerüchen des Waldes hat die Duftkomponente „Moos“ die steilste Karriere gemacht. Sie ist etablierter Bestandteil vieler Wasserchen und Cremes, die sich die Herren gerne nach der Rasur in die Wangen klopfen. Noch nicht in Flakons zu haben, aber nicht weniger überwältigend ist der Geruch eines Herbstwaldes. Überhaupt ist das Schnuppern und Wittern der Waldsinn schlechthin. Alles, was da kreucht, fleucht und äst und dies zumeist nach Einbruch der Dunkelheit, ist auf seine Nase angewiesen. Wir Menschen sind dabei eher die plumpe Spezies. Tief und geräuschvoll atmen wir ein und aus im Wald. Denn gesund ist sie auch noch, die Waldluft.

1952: Julius Sämann, ein in Amerika lebender Biochemiker fährt mit einem Wagen voller Schafe über das Land, da hat er eine in dieser Situation nahe-liegende Idee: Kurz darauf bekommt die Welt den Wunderbaum. Am Autospiegeln baumelnd verbreitet jeder dritte Vanilleduft. Beliebte sind auch „männliche Gerüche“ (so der schweizerische Hersteller) wie „Sportfrische“ oder „New Car“. Nur nach Wald riecht kaum einer der Papp-Bäume.

DAS KANN SICH RIECHEN LASSEN!

Entgegen gängigem Vorurteil werden die Waldflächen in Deutschland nicht weniger, sondern mehr. Maßgeblich für das Waldwachstum ist das Aufforsten bisher unbewaldeter Flächen. Eine besonders erfreulicher, geradezu „duftender“ Beitrag zur Verbreitung von Wald ist aus Bayern, genauer gesagt aus dem Forstbetrieb Bad Brückenau, zu melden. Entstanden ist dort ein 8 000 Quadratmeter großer Duftwald! Entwickelt hat sich die Idee aus stark duftendem Flieder, der zunächst ausschließlich für die geplante Waldpflanzung vorgesehen war. Doch warum ein Duft, wenn der Wald doch ein Spender vieler unterschiedlichster Düfte ist?

Nun kann man einwenden, dass eigentlich jeder Wald ein Duftwald sei! Wobei dies weniger ein Einwand ist, als vielmehr eine überaus erfreuliche Feststellung. Stimmt, jeder Wald tut der Nase gut, der Duftwald in Bad Kissingen aber noch ein bisschen mehr, weil „durch die Konzentration der verschiedensten Duft spendenden Bäume und niederen Gehölze sowie der krautigen Flora auf einer begrenzten Fläche und durch die Auswahl der Pflanzen, die sich durch besonders intensive Düfte auszeichnen, das Dufterleben ganz wesentlich gesteigert werden kann.“ Also immer der Nase nach und auf nach Bad Kissingen!

info-bad-brueckenau@baysf.de

Die heimischen Düfte haben natürlich ihre exotischen Kontrapunkte. Die zarte Apfelrose duftet mit der japanischen Zierquitte um die Wette und der wollige Schneeball mit seinen weißen duftenden Blüten findet seinen Kontrapart im Katsurabaum, dessen welke Blätter einen lebkuchenartigen Duft entwickeln. Dufterlebnisse wie diese lässt sich eine neugierige Nase nicht entgehen.

Einer der Stars im Duftwald ist der Goldregen. An viel verzweigten Trieben bilden sich zahlreiche lange Blütentrauben, die sowohl mit ihrer entzückenden, hellgelben Farbe als auch mit ihrem angenehmen, leicht süßlichen Duft betören. Doch wie jeder Star hat auch der Goldregen seine Macke. In seinem Fall sogar eine sehr gefährliche. Seine dunklen Samen sind äußerst giftig und sollten aus der Reichweite von Kindern entfernt werden.

Im Duftkonzert des Waldes tragen die „Hölzer“ die durchgehende Melodie. Die Tannen setzen dabei den bestimmenden, würzigen Akzent. Kenner können den Duft von Weißtanne, Nordmann-tanne und Douglasie voneinander unterscheiden. Normalnasen kommen mit einem tiefen Riecher „Tannenduft“ auch nicht soviel schlechter weg.

Von jeher hat der Mensch im Wald nach Genießbarem und Genussversprechendem gesucht. Im Kräuterschnaps und anderen Elixieren trifft sich beides. Und gesund und bekömmlich ist es auch noch. Allerdings wirken die besten Kräuter nur in kleiner Dosis. Das gilt auch für „Kräuter“ im Glas. Mehr als ein Gläschen braucht es nämlich für's tägliche Wohlbefinden nicht. Leider.

ALLES EINE FRAGE DER ETIKETTEN

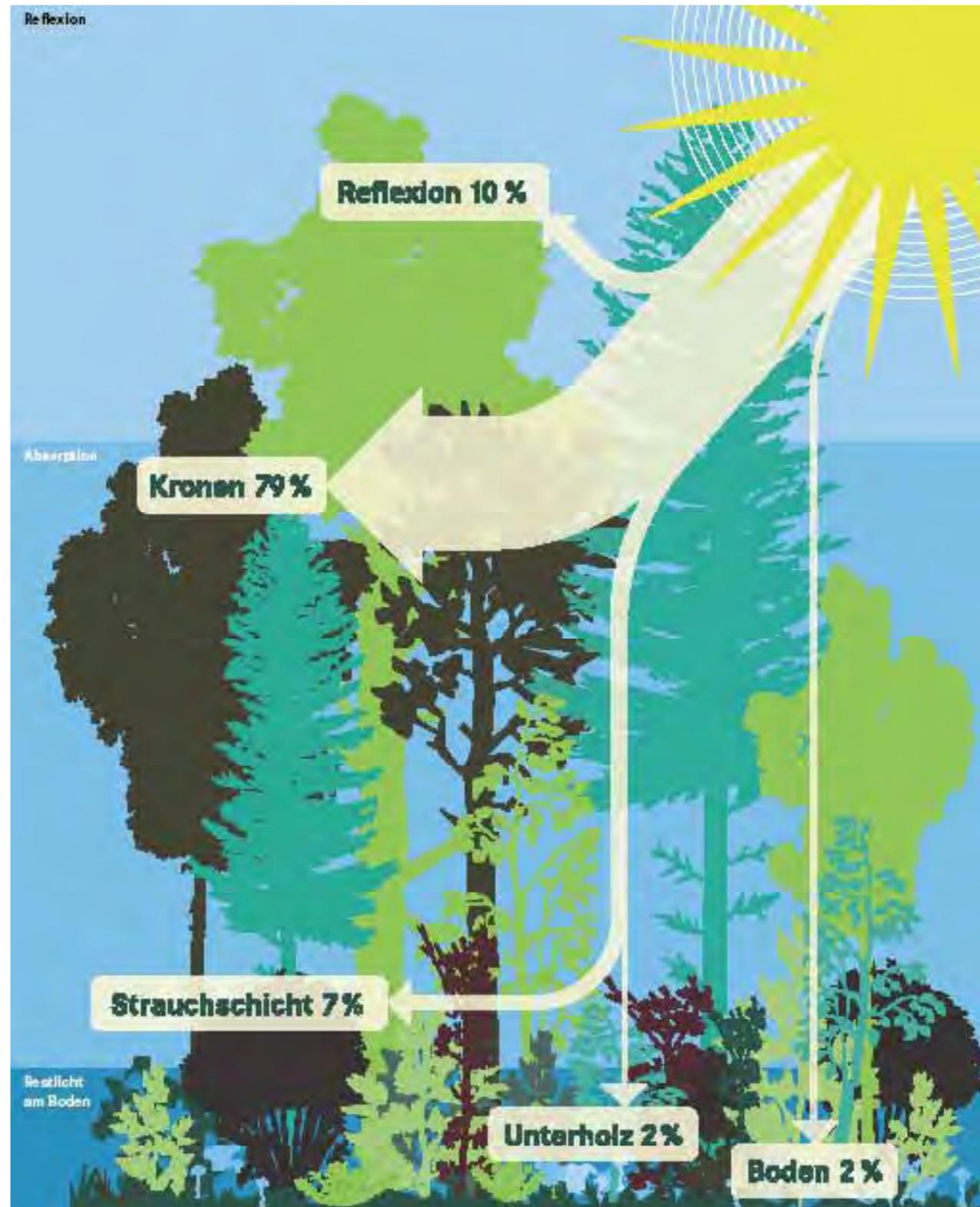
Waldaromen gibt es so zahllos, wie es Bäume gibt. Ein paar der Genüsse, die daraus resultieren, haben wir hier abgebildet. Wer sich ihnen widmen will, sollte das nicht tun, ohne diesen Warnhinweis gelesen zu haben: Wer Waldgenüsse nur schluckend, kauend, lutschend oder schlüpfend wahrnimmt, versäumt das Beste. Den wahren Wald live!



Wer mit allen Sinnen lesen kann, für den liest sich der Wald wie eine Apotheke. Lungenkraut, Schlüsselblume, wohlriechendes Veilchen und isländisch Moos sind gut für die Atemwege. Waldmeister treibt sich nicht nur in Bowlen rum, sondern ist auch ein seriöses Mittel gegen Durchblutungsstörungen. Desgleichen sind Wurmfarne, Misteln und Heidekraut gegen Bandwürmer, hohen Blutdruck und andere Beschwerden im Einsatz. Fichten-, Tannen- und Kiefernadeln helfen bei Erkrankungen der Atemwege und werden bei Einreibungen und Bädern gegen rheumatische Erkrankungen verwendet. Fehlt Ihnen was?

TIEF-DURCH-ATMEN!

Eine 100-jährige Buche versorgt 24 Menschen mit sauberer Luft und lebenswichtigem Sauerstoff. Wir sollten der grünen Lunge des Planeten dankbar sein.



Quelle: Nachtigall, Werner: Unbekannte Umwelt – München: Heyne Verlag

Gerade einmal zwei Prozent des Sonnenlichts schaffen den Weg durch die verschiedenen Schichten eines Mischwaldes bis zum Boden. Der erwärmt sich nur sachte unter diesem Schirm und auch der Wind bleibt weitestgehend außen vor. Ein idealer Schutzraum für zarte Pflanzen – aber auch für Kinder, die im Vergleich zu Erwachsenen pro Kilogramm Körpergewicht 20-mal so viel Luft (und damit auch Schadstoffe) einatmen. Die staub- und energiearme Waldluft (siehe Tabelle unten) tut der Lunge gut.

Von Peter Laufmann

Waldluft ist würzig. Waldluft ist frisch, ist rein. Gesund und herb, kräftigend und herrlich. Sie ist Sehnsucht und Markenzeichen, Wirtschaftsfaktor und Heilsversprechen. Wirtshäuser und Kurorte schmücken sich damit. Wanderer, Jogger und Fahrradfahrer saugen sie gierig ein. Zu hunderten, tausenden, ja zu Millionen. Statistisch gesehen wird jeder Hektar Wald in Deutschland mindestens 168-mal im Jahr betreten. Am Rand der Metropolen können das allerdings auch 1000 Besuche pro Jahr und Hektar werden. Die Luft wird gesucht und genossen. Wer nicht ins Grüne kann, greift zum künstlichen Waldaroma: Fichtennadelspray und Latschenkieferöl sollen eine Illusion vom Forst beschwören. Und Ionen-Luftfilter versprechen, Waldluft selbst in die kleinste Stadtwohnung zu zaubern. Keine Frage: Waldluft gilt als ein Maß für Gesundheit. Doch was macht sie eigentlich so gesund? Ein Wunderstoff findet sich jedenfalls nicht in der Luft zwischen Moos und Zweig. Im Gegenteil: Der bloße Cocktail, der in ihr herum schwirrt, scheint es gerade nicht zu sein: Da lassen sich Terpene nachweisen, Ammoniak, Lachgas, Ozon ... Nicht unbedingt Stoffe, die Vertrauen erwecken. Es ist vielmehr der Mix aus meteorologischen, strukturellen und chemischen Eigenschaften, der Schadstoffe abfängt und aus dem Wald eine gigantische Klimaanlage macht.

Zunächst ist Waldluft schlicht ein Nebenprodukt der Holzproduktion, jedenfalls mit Försteraugen betrachtet. Vom Ökosystem aus gesehen, gehört sie einfach zum Wachstum der Bäume dazu. Die kleinen Buchen, Eichen, Fichten, Tannen oder Douglasien wachsen und streben zum Himmel. Aus Kohlendioxid, Wasser, Sonnenlicht und einer Prise Mineralien und Spurenelementen konstruieren sie Wurzeln, Stämme, Kronen, Blätter und Nadeln. Nach einigen Jahrzehnten bilden sie ein dichtes, grünes Dach. Von unten betrachtet liegt zwischen Baumspitzen und Waldboden eine gut 20 Meter breite Luftschicht. „Hier kann sich ein so genanntes Innenklima ausbilden“, erklärt Annette Menzel, Professorin für Ökoklimatologie an der Technischen Universität München. Es ist feuchter als in der Umgebung und wesentlich kühler. Jeder, der schon einmal in einem Forst spazieren war, spürt das. „Die Bäume bremsen den Wind, spenden Schatten und verdunsten viel Wasser.“ Dafür wird Energie verbraucht und die Temperatur sinkt. Diese so genannte Verdunstungskälte erfrischt den schweißgebadeten Wanderer und sie nutzt auch der Jagdhund, wenn er mit heraushängender Zunge hechelt. Der Wald schwitzt in weit größerem Maßstab: Eine ausgewachsene Buche verdunstet über ihre Blätter rund 400 Liter pro Tag.

Aber die transpirierenden Pflanzen sind es nicht allein, die das Waldklima ausmachen. Wald ist ein gewachsener Sonnenschutz. Unter dem Dach der Kronen erreicht kaum ein Strahl den Boden, alles Leben spendende Licht wird vom Blattgrün aufgesaugt. Gerade einmal zwei Prozent der ursprünglichen Lichtmenge schafft den Weg durch die Schichten

STANDORT	Anzahl ultrafeiner Partikel (8 – 250 nm) pro cm ³ Luft
Frankfurt am Main/City (Großstadt)	100 000 – 200 000
Langen (Kleinstadt)	50 000 – 100 000
Kleiner Feldberg (Taunus, 820 m)	10 000 – 50 000
Schauinsland (Schwarzwald, 1205 m)	5 000 – 10 000
Maritime Reinluft (Nordatlantik)	100 – 1 000

Quelle: Umweltbundesamt 2002

Ultrafeiner Staubpartikel
 Ein Partikel, dessen Durchmesser kleiner als 100 Nanometer (= 0,1 Mikrometer) ist. Die ultrafeinen Stäube dringen über die Lunge bis in die Blutbahn ein.

eines dichten Mischwaldes. Der Untergrund erwärmt sich nur behutsam unter so einem Schirm. Manchmal ist es richtig finster. Und ruhig, denn nicht nur die Sonne, auch der Wind zerzaust vielleicht gerade noch die Kronen, aber lässt den Hut der Wanderer in Ruhe. Die Oberfläche eines Waldes ist rau und der tief gestaffelte Waldsaum nimmt jedem Lüftchen den Schwung. Nur ein Zehntel bis ein Drittel des Windes kommt tatsächlich im Inneren des Waldes an.

Von der natürlichen Klimaanlage haben aber nicht nur Förster, Pilzsammler und Freizeitsportler etwas: Dank der grünen Gürtel können viele Städte richtig aufatmen und „cool“ bleiben. Bis zu zehn Grad macht der Unterschied zwischen München und den umliegenden Wäldern aus. Sehr angenehm für jeden, der aus der Stadt flüchtet in heißen Sommern. „Und nicht nur das: Das Klima ist übers ganze Jahr und über jeden einzelnen Tag ausgeglichener“, sagt Annette Menzel, „denn nachts kühlt es nicht so stark ab.“ Die kurzweilige Strahlung findet tagsüber kaum den Weg in den Wald, die langwellige Wärmestrahlung findet vor allem nachts nicht so schnell wieder heraus. „Im Kleinen ist dieser Effekt schon im Biergarten zu beobachten: Die großblättrigen Linden und Kastanien spenden Schatten, kühlen so am Tag und gleichzeitig halten sie die Wärme abends länger.“ Mit Spezialkameras kann man die positive Wirkung sogar sichtbar machen. Auf Wärmebildern werden Wälder blau dargestellt, im Sommer sind sie regelrechte Kälteinseln, von denen die roten, heißeren Städte profitieren. Die kühle Luft aus dem grünen Forst fließt in die aufgeheizten Häuserzeilen ab. Selbst im Winter ist das Klima im Wald noch behaglich, weil die Kraft des Windes ganzjährig gebrochen wird.

Doch damit nicht genug: Der Forst ist ein gigantischer Filter. Während im Wald die Bäume wachsen, produzieren Autos, Fabriken und jeder, der einen Ofen hat, Stickoxide, Schwefeloxide, Kohlenstoffoxide. Zu diesen Abgasen kommen noch Tonnen von Reifen- und Bremsabrieb, Rußpartikeln und Aerosolen verschiedenster Größe hinzu. Und gerade die kleinsten Bestandteile, die Feinstäube, sind es, die den Menschen

Grüne Gürtel um die Stadtzentren beeinflussen das Klima im bebauten Gebiet positiv. Bis zu zehn Grad kann der Unterschied zwischen Innenstadt und Grüngürtel betragen. Sehr angenehm für jeden, der im Sommer aus der Hitze flüchten will, aber auch, weil der Flurwind die Kühle in die Stadt befördert, wenn die Dunstglocke sich aufheizt und nach oben steigt. Im Kleinen ist dieser Effekt schon im Biergarten zu beobachten: Großblättrige Kastanien spenden Schatten und kühlen am Tag, abends hält ihr Laubdach die Wärme.



zu schaffen machen, sich in die Blutbahnen schmuggeln und für Lungen- oder Herzerkrankungen sorgen. Der Mensch strengt sich zwar an, den Dreck aus der Luft heraus zu halten – so sank die Staubmenge laut Umweltbundesamt von rund drei Millionen Tonnen im Jahr 1970 auf 0,27 Millionen Tonnen 2002 –, doch in vielen Städten ist Atmen immer noch ein Gesundheitsrisiko. Dieses wabernde Gemisch aus schwebenden Zivilisationsabfällen zieht durch den Wald. Und dort bleibt es.

Der Wald – und mit ihm der Mensch – profitiert dabei von seiner vielschichtigen Struktur und der riesigen Zahl an Atmungsorganen, den Blättern und Nadeln. Unsere Standardbuche bringt es mit ihren rund 200 000 Blättern auf eine ziemlich große Oberfläche. Abgezupft und nebeneinander gelegt, würden sie 1 200 Quadratmeter bedecken. Zum Vergleich: Die Haut des Menschen ist nur zwischen 1,5 und 2 Quadratmetern groß. Wie ein feinmaschiges Sieb filtern die Millionen Blätter und Nadeln eines Waldes den Dreck aus der Luft. 99 von 100 Teilchen können sie entfernen. Ein hundertjähriger Baum befreit so die Atmosphäre von einer Tonne Staub im Jahr, immerhin entspricht das dem Gewicht eines Kleinwagens. Eine immense Zusatzleistung der Wälder. Weniger Dreck findet sich nur noch in der Luft über dem Meer. Schon vor 120 Jahren lobte Ernst Ebermayr, Professor an der Ludwig-Maximilians-Universität zu München, die reinigende Wirkung der Bäume: „Die Luft im Walde hat den Vorzug, dass sie frei ist von den oft schädlichen

Gasen, Dünsten und Gerüchen.“ Kein Wunder, dass die reinigende Wirkung auch ins Amtsdeutsch übersetzt wurde: „Frischlufteinstehungsgebiete“ und „Luftaustauschbahnen“ sind wesentliche Aspekte der „Luftthygiene“. Mit dem guten Waldklima muss eben geplant und gerechnet werden.

Doch nicht nur menschengemachte Partikel schweben in der Luft. Eine steigende Zahl von Allergikern hat unter Tierhaaren, Sporen und Pollen zu leiden. Auch da kann Waldluft Erleichterung bringen, denn die Blätter filtern natürlich auch den Pollen aus der Luft. „Allerdings ist ein Waldspaziergang für Pollenallergiker genau abzuwägen und mitunter mit Vorsicht zu genießen“, gibt Annette Menzel zu bedenken, „es hängt immer sehr von der aktuellen Witterung und den Blühzeiten der Pflanzen ab. Gerade in der Nähe von blühenden Birken, Erlen und Haselsträuchern zu wandern, ist sicher keine gute Idee für einen Allergiker.“ Dagegen fühlen sich Allergiker in der Nähe von Buchen oder Fichten sehr wohl.

Der Wald ist eben ein Ort, in dem man durchatmen kann. An einem außergewöhnlich hohen Sauerstoffgehalt liegt das allerdings nicht. Zwar produziert das Blattgrün ständig Sauerstoff, doch bleibt es trotzdem in der Atmosphäre beim allgegenwärtigen Mischungsverhältnis von 21 Prozent Sauerstoff zu 78 Prozent Stickstoff. Dazu kommen noch Anteile

PRIMA WALDKLIMA – AUF EINEN BLICK

Element	Veränderung zum Freiland	Physiologische Wirkung	Psychologische Wirkung
Luftchemischer Wirkungskomplex			
Duftstoffkonzentration	→ erhöht	→ Atmungsvertiefung	→ angenehmer Geruch
Staubkonzentration	→ verringert	→ Atmungsentlastung	→ angenehme Luftreinheit
Phytonzidkonzentration	→ erhöht	→ Bakterienhemmung	
Schadgaskonzentration	→ nur unwesentlich verringert		
Photoakrinischer Wirkungskomplex			
Einstrahlung	→ vermindert	→ Schutz der Haut	→ Schutz vor Übererregung
Ultraviolettstrahlung	→ vermindert	→ Atmungsentlastung	
Thermischer Wirkungskomplex			
Strahlung	→ vermindert	→ Hitzeschutz	→ Schutz vor Erschlaffung
Windgeschwindigkeit	→ vermindert	→ Kälteschutz	→ Schutz vor Erregung
Temperatur	→ keine Extremwerte		
Feuchtigkeit	→ wenig erhöht	→ leichte Schwülesteigerung	
Sonstige Wirkungen			
Regen	→ vermindert	→ Regenschutz	→ ästhetischer Reiz
Nebelfrost	→ erhöht		→ angenehmer Kontrastreichtum
Schneedecke	→ verlängert		→ Lärmschutz
Lärm	→ vermindert		

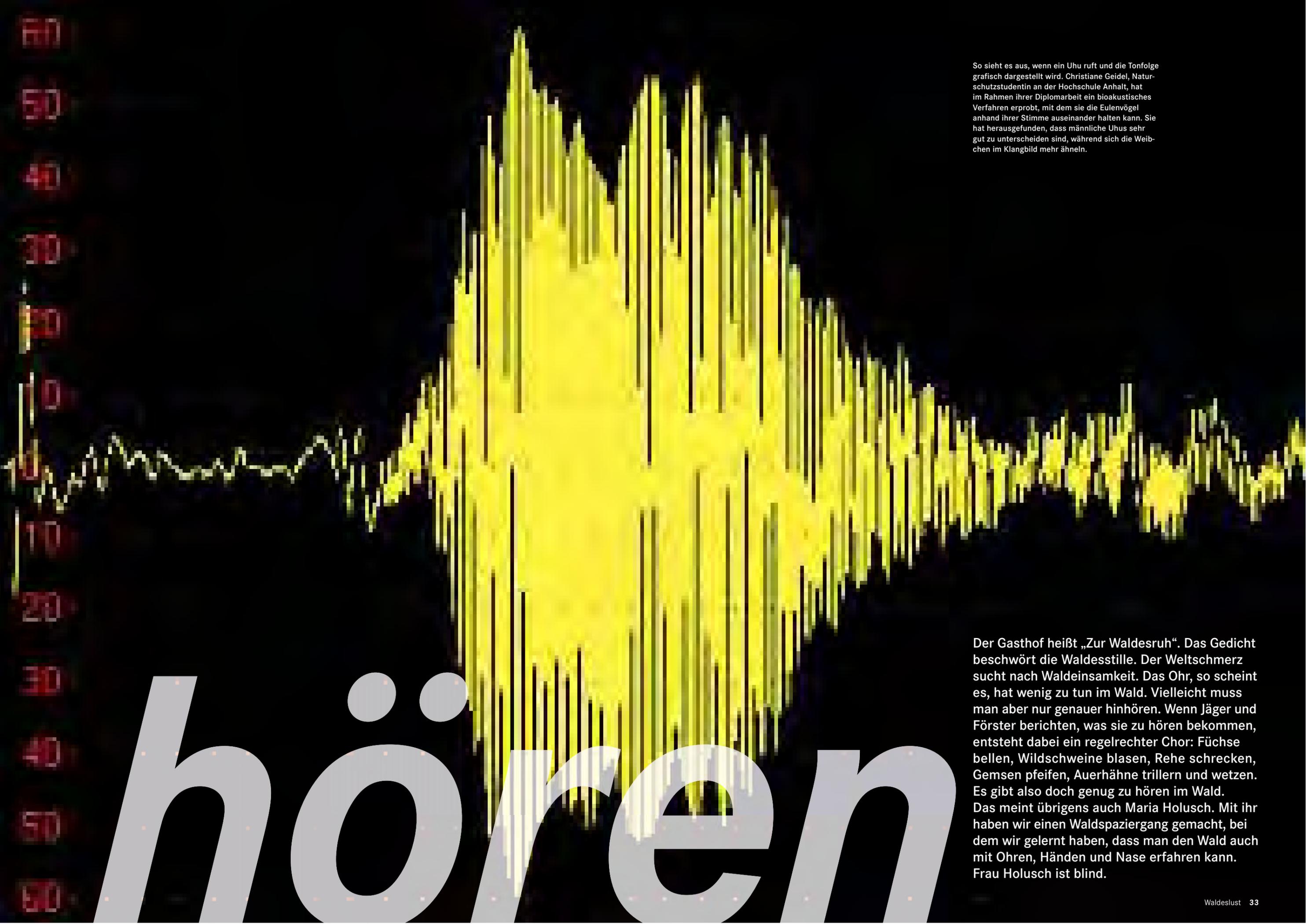
Quelle: Umweltbundesamt 2002

verschiedener Gase wie etwa Kohlendioxid. Allerdings, selbst wenn Bäume den Anteil des Sauerstoffs kaum messbar beeinflussen, ist ihre Leistung enorm. Eine einzige 100-jährige Buche produziert rund 3,2 Millionen Liter Sauerstoff im Jahr. Ein Baum versorgt so 24 Menschen mit dem lebensnotwendigen Gas. Saubere Luft plus Sauerstoff, der Mensch sollte dankbar für die grünen Lungen des Planeten sein. Paradox scheint, dass in der sauberen Waldluft regelmäßig hohe Ozonwerte gemessen werden. Und das schon bevor Ozonalarm und Sommersmog zum ständigen Begleiter der warmen Jahreszeit wurden. Man sprach früher sogar von einem „gesunden Reizklima“ in den Waldgebieten und warb mit dem Ozon. Heute weiß man, dass diese Form des Sauerstoffs alles andere als gesund ist, weder für den Menschen, noch für die Pflanze. Ozon nagt an den zarten Atmungsorganen der Blätter genauso wie an menschlichen Lungenbläschen. Heute warnen Mediziner vor den Folgen des ehemals vermeintlich gesunden Reizes.

Doch Ozon ist nicht nur Ausdruck für Umweltfrevel. „Im Wald entsteht Ozon ganz von allein“, sagt Professor Fabian, Atmosphärenchemiker an der Technischen Universität München, „wir haben dort ein natürliches Gemisch aus Kohlenwasserstoffen, Sauerstoff und Stickstoffverbindungen. Ozon wird ständig gebildet.“ Während es sich in der Stadt durch die Abgase regelmäßig wieder zersetzt, bleibt die Konzentration im Wald stabiler. Teufelszeug ist Ozon dennoch nicht. „Das Ozon im Wald ist wichtig. In dieser reaktiven Suppe können Schadstoffe besser abgebaut

werden“, sagt Fabian. Giftige Abgase stoßen da mit den aggressiven Ozonmolekülen zusammen und werden unschädlich gemacht, sie oxidieren, „verbrennen“ regelrecht. Die Luft im Wald wird eben nicht nur gefiltert, sondern auch chemisch gereinigt.

Dass Chemie in der Luft liegt, kann jeder bei einem Waldspaziergang erschnuppern. Limonen, Alpha-Pinin, manchmal der Geruch nach Morcheln, feuchten Blättern und für Fortgeschrittene der Duft von Wildschweinen oder Füchsen. „Jeder Wald riecht ein wenig anders“, meint Annette Menzel, „zwischen Kiefern nimmt man deren Harz sehr kräftig wahr, viele Fichtenwälder riechen leicht modrig, gerade im Frühjahr duftet es in Laubwäldern nach frischen Blättern.“ Die verschiedenen Gerüche und das für menschliche Augen angenehme Grün der Bäume verstärken das Angenehme der Waldluft. Waldluft ist eben mehr als die bloße Summe ihrer einzelnen Bestandteile. Und wenn Hersteller von Luftwäschern, Innenraum-Ionisatoren und Klimaanlage den Slogan „wie Waldluft“ als Prädikat für ihre Maschinen nutzen, ist das genauso wenig real wie das Nordseegefühl in der Badewanne mit Meeresrauschen vom Tonband. Wer wirklich original Waldluft genießen will, muss seine Nase ins Grüne strecken, zwischen den Bäumen wandern und – tief durchatmen. 🌿



So sieht es aus, wenn ein Uhu ruft und die Tonfolge grafisch dargestellt wird. Christiane Geidel, Naturschutzstudentin an der Hochschule Anhalt, hat im Rahmen ihrer Diplomarbeit ein bioakustisches Verfahren erprobt, mit dem sie die Eulenvögel anhand ihrer Stimme auseinander halten kann. Sie hat herausgefunden, dass männliche Uhus sehr gut zu unterscheiden sind, während sich die Weibchen im Klangbild mehr ähneln.

Der Gasthof heißt „Zur Waldesruh“. Das Gedicht beschwört die Waldesstille. Der Weltschmerz sucht nach Waldeinsamkeit. Das Ohr, so scheint es, hat wenig zu tun im Wald. Vielleicht muss man aber nur genauer hinhören. Wenn Jäger und Förster berichten, was sie zu hören bekommen, entsteht dabei ein regelrechter Chor: Füchse bellen, Wildschweine blasen, Rehe schrecken, Gamsen pfeifen, Auerhähne trillern und wetzen. Es gibt also doch genug zu hören im Wald. Das meint übrigens auch Maria Holusch. Mit ihr haben wir einen Waldspaziergang gemacht, bei dem wir gelernt haben, dass man den Wald auch mit Ohren, Händen und Nase erfahren kann. Frau Holusch ist blind.

hören

„ICH SEHE MIT MEINEN FINGERN“

Interview: Jan Berndorff

Maria Holusch, 53, ist von Geburt an blind. Der Grüne Star, also zu hoher Augeninnendruck, hat ihr das Augenlicht verwehrt. Die kleine, zierliche Frau kommt auch ohne gut klar. Sie arbeitet als Schreibkraft beim Bayerischen Rundfunk und ehrenamtlich für den Bayerischen Blinden- und Sehbehindertenbund. Mit ihrem ebenfalls stark sehbehinderten Mann lebt sie in einem Reihenhaus in München-Hadern. Die 30-jährige Tochter und ihre junge Familie (alle normal sehend) wohnen ein paar Häuser weiter. An einem sonnigen warmen Tag holen wir Maria Holusch in dem Wohngebiet ab und fahren zum Grünwalder Forst, zum Walderlebnispfad Sauschütt am südlichen Stadtrand Münchens. Der soll nicht nur alle Sinne ansprechen, sondern auch sehr lehrreich sein. So verspricht es zumindest eine Tafel am Rand des Waldparkplatzes: „Glaube mir, denn ich habe es erfahren, du wirst mehr in den Wäldern finden, als in den Büchern. Bäume und Steine werden dich lehren, was du von keinem Lehrmeister hörst.“

Maria Holusch ist gespannt. Natürlich sind für sie Hören, Riechen, Tasten und Schmecken wichtiger als für sehende Menschen. Doch einen Spaziergang, wo sie sich genau auf ihre Wahrnehmungen konzentrieren und darüber berichten soll, hat sie noch nie gemacht. Über einen Waldweg mit groben Kieselsteinen wandern wir los in den Wald.

Frau Holusch, eben waren wir noch mitten in der Großstadt, nun betreten wir den Wald. Was empfinden Sie dabei?

„Ich gehe wahnsinnig gern im Wald spazieren. Allein schon dieses Knirschen von Kies finde ich wunderbar. Und weiter drinnen erwarten einen dann weiche Waldwege mit Blätterresten und Zweigen, die unter den Schuhen rascheln und knacken. Das sind tolle Geräusche. Den Lärm und die Hektik der Stadt lässt man hinter sich. Und den Smog tauscht man gegen frische Luft und diesen wohligen Duft nach Holz ein. Das ist sehr entspannend. Ich habe zwar gerade erst einen Schnupfen gehabt, aber mein Geruchssinn kommt langsam wieder.“

Ist für Sie ein Schnupfen besonders unangenehm?

„Naja, als lästig wird das sicher jeder empfinden. Aber für mich als Blinde geht da natürlich vorübergehend ein wichtiger Kanal der Wahrnehmung verloren. Es heißt ja, dass die Optik bei Menschen rund 80 Prozent der Wahrnehmung ausmacht, das Sehen also der mit Abstand wichtigste Sinn ist. Für Sehende spielt daher der Geruch keine so große Rolle. Für mich schon. Ich nehme Düfte viel bewusster und dominanter wahr, rieche Dinge, die Sehende oft gar nicht bemerken und orientiere mich zum Teil auch danach. Den Geruch des Waldes mag ich besonders gern.“

Können Sie Bäume anhand des Geruchs unterscheiden?

„Nein, das nicht, dazu kenne ich mich mit Bäumen auch nicht gut genug aus. Durch Ertasten der Blätter und Nadeln kann ich Kiefern von Tannen oder Eichen von Ahorn unterscheiden. Zu viel mehr reicht es allerdings nicht.“

Inwiefern können Sie im Wald entspannen?

„Versuchen Sie mal, sich das vorzustellen: Wir Blinde orientieren uns in der Stadt an dem, was wir hören, was wir mit unserem Stock und den Händen ertasten und danach, was wir riechen. Und dann stürzen alltäglich Gebimmel, Gehepe und Motorengeräusche auf einen ein, es stinkt penetrant nach Abgasen, nach Essen oder Parfum – das ist die totale Reizüberflutung, Stress pur. Wenn man sich da zurechtfinden will, muss man sich enorm konzentrieren – ähnlich wie bei einem Gespräch in einem Bierzelt, wo es drum herum so laut ist, dass man sein eigenes Wort kaum versteht. Das geht natürlich extrem auf die Nerven und versetzt einen in Hetze, selbst wenn man es nicht eilig hat. Wobei wir Blinde es uns nicht leisten können, es eilig zu haben. Denn dann wird es gefährlich. Im Wald dagegen herrscht Ruhe, alles strahlt Natürlichkeit aus, das sachte Rascheln der Blätter im Wind, die zwitschernden Vögel, das ist sehr entspannend. Vor allem aber ist hier alles fest.“

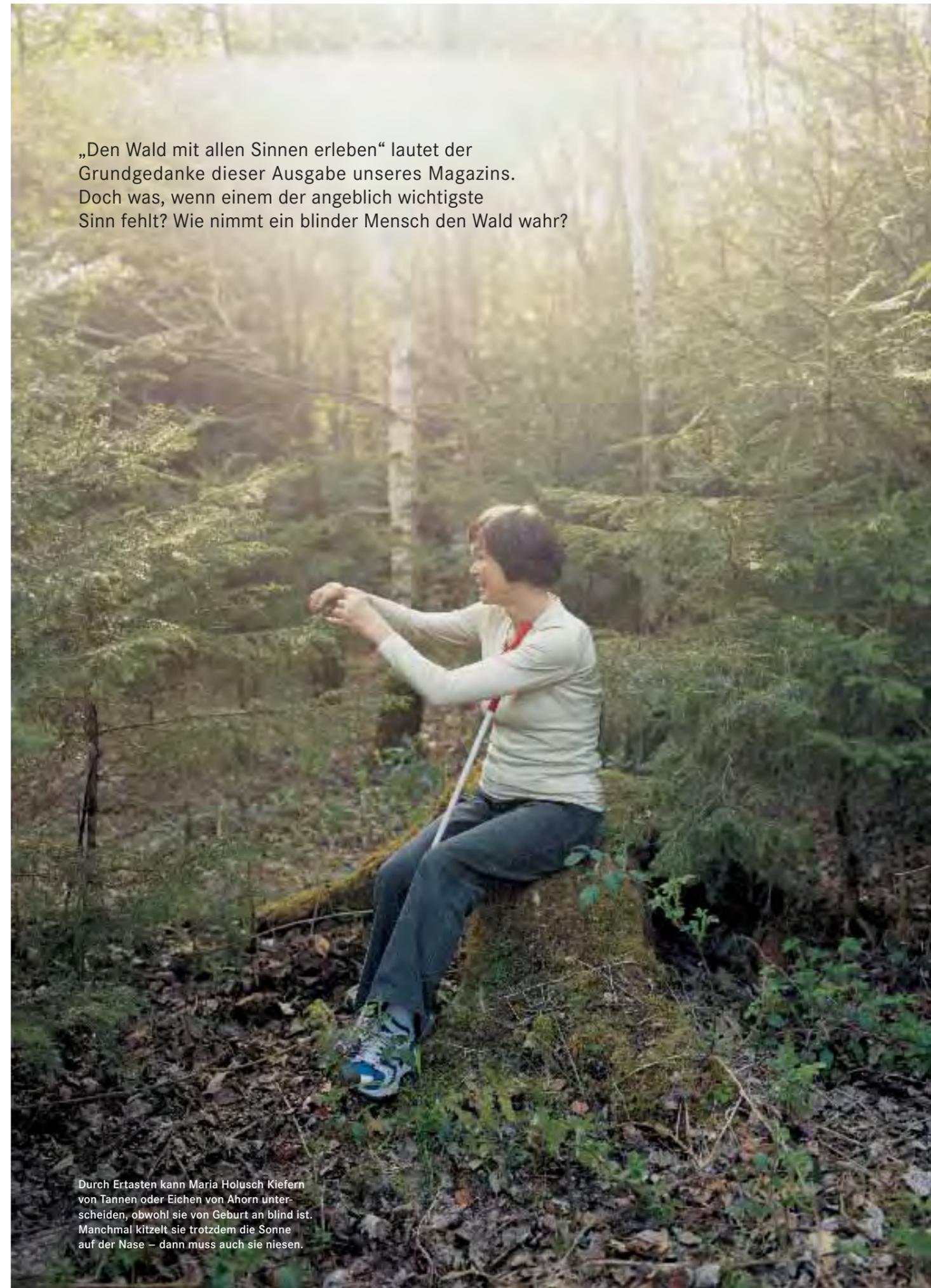
Fest?

„Ja, der Wald hat etwas Beständiges, alles bleibt an seinem Platz. Hier weiß ich, dass ich, zumindest solange ich auf den Wegen bleibe, nicht ständig auf Dinge Obacht geben muss, die sich bewegen oder geändert haben könnten – Autos, Radfahrer oder Baustellen. Dinge, die sich ändern, bedeuten für einen Blinden oft Schwierigkeiten. Darum ist für uns ja auch im Haushalt Ordnung das halbe Leben. Wir fänden uns schlecht zurecht, wenn der Hausschlüssel mal an der einen und mal an der anderen Stelle liegen würde, oder wir schlagen uns den Kopf an, wenn eine Schranktür aufbleibt. Das größte Hindernis im Wald dagegen ist vielleicht mal eine Wurzel, über die man stolpern könnte. Aber das ist nichts wirklich Bedrohliches.“

Warum ist die Orientierung erschwert?

„Weil sich die Geräusche und Gerüche lokal weniger unterscheiden als in der Stadt. Dort ist der Verkehrslärm überall etwas anders, und jedes Geschäft – ob Buchhandlung, Supermarkt, Drogerie, Tabakladen oder Parfümerie – riecht anders. Der Wald ist gleichförmiger. Dazu kommt, dass ich nicht zu jenen Menschen gehöre, die sozusagen einen inneren Kompass haben und irgendwie immer wissen, wo Norden ist.“

„Den Wald mit allen Sinnen erleben“ lautet der Grundgedanke dieser Ausgabe unseres Magazins. Doch was, wenn einem der angeblich wichtigste Sinn fehlt? Wie nimmt ein blinder Mensch den Wald wahr?



Durch Ertasten kann Maria Holusch Kiefern von Tannen oder Eichen von Ahorn unterscheiden, obwohl sie von Geburt an blind ist. Manchmal kitzelt sie trotzdem die Sonne auf der Nase – dann muss auch sie niesen.

Wir kommen zu einem Schwarzwildgehege, an dem der Erlebnispfad vorbeiführt. Dort hält sich eine Rotte Wildschweine auf. Wir treten an den Zaun. Vor uns schnüffelt eine ausgewachsene Sau am Boden, im Hintergrund balgen sich einige Frischlinge.

„Aha, Schweine.“

Können Sie die riechen?

„Im Moment riechen sie wegen des trockenen Wetters nicht sehr stark, aber schon deutlich nach Schwein. Riechen Sie nichts?“

Ehrlich gesagt: nein, nicht wirklich.

„Nagut, solche Gerüche sind mir halt auch vertraut. Meine Eltern hatten früher einen Landwirtschaftsbetrieb zum Nebenerwerb. Da haben wir unter anderem Schweine gezüchtet.“

Hat dieser Geruch für Sie also etwas Anheimelndes?

„Ehrlich gesagt rieche ich das nicht so gern. Ich bin zwar durch den Bauernhof damals in Sachen Gerüche nicht zimperlich, aber gleichzeitig war das damals eine so intensive Erfahrung, dass ich davon eigentlich mehr als genug habe. Die Nachbarn nebenan hatten auch noch einen Kuhstall. Meine Güte hat das gestunken! Mit dem Gestank in der Stadt ist das ähnlich, nur dass es da anders stinkt.“

Wir gehen weiter und kommen zu einem so genannten Tastpfad, eine kleine befestigte Wegeschleife, auf deren Untergrund unterschiedliche Bodenbeläge ausgelegt sind. Auf ihren Turnschuhen schreitet Maria Holusch zielstrebig über Steinplatten, Holzplanken, Kies, Moos, Sand und Laub, während sie sich mit ihrem Blindenstock an den Leitbalken orientiert, von denen der Weg eingefasst ist. Es knirscht, raschelt und knarrt. Sie erkennt die Beläge fast alle ohne sie mit der Hand zu berühren, nur Fichtenzapfen und Sägespäne nicht.

„Der grobe Sand hörte sich toll an, den mag ich am liebsten.“

Sie gehen da so zügig selbst über grobe Steine – waren Sie schon immer so mutig?

„Ja, schon als Kind wollte ich nie glauben, dass ich bestimmte Dinge, die meine sehenden Freunde machen konnten, nicht machen kann. Wir haben zusammen gespielt, ich bin sogar mit ihnen auf das Scheuendach gestiegen. Auf Bäume zu klettern, habe ich natürlich auch versucht. Aber dazu war ich nicht geschickt genug. Diesen Wunsch musste ich leider aufgeben.“

Wir verlassen den Tastpfad und setzen unseren Weg fort.

Übrigens kommen wir als nächstes an einem Baum vorbei, der vom Sturm Kyrill umgeworfen worden ist. Er ist aber nicht samt der Wurzel umgefallen, sondern knapp über dem Boden abgebrochen. Das könnte interessant sein.

„Ohja, das möchte ich mir anschauen!“

Was meinen Sie mit anschauen?

„Ertasten. Ich sag’ trotzdem immer „Das schaue ich mir an“, dabei können meine Augen nicht einmal hell und dunkel unterscheiden. Ich sehe mit meinen Fingern.“

Auch die Sonne können Sie nicht erahnen?

„Doch, aber anhand der Wärme. Und ihre Strahlen kitzeln auf meiner Nase. Manchmal muss ich davon niesen.“

Wir kommen an die vom Sturm niedergestreckte Tanne. Ihr Stumpf ragt etwa zwei Meter in die Höhe, wobei er in Teilen gespalten ist. Das Holz ist frisch; morsch war der Baum jedenfalls nicht. Er wirkt wie ein abgebrochenes Streichholz – nur ist dieses hier weit über einen Meter dick. Maria Holusch stellt ihren Stock beiseite und tastet sich zum Baum vor.

„Wahnsinn, der ist ja richtig gespalten!“

Sie steigt auf die ausladenden Wurzeln, die am Fuß des Stumpfes 20 bis 30 Zentimeter über den Boden ragen, und umfasst den Baum mit ihren Armen.

„Meine Güte, der ist ja riesig. Und trotzdem ist er auseinandergebrochen, wie schade. Mmmmh, und wie das riecht. Nach Harz, ich liebe diesen Duft. Und die Borke, die fühlt sich so schön rau an.“

Können Sie beschreiben, inwiefern Sie sich von diesem Stumpf eine Art Bild in ihrem Kopf machen, obwohl Sie noch nie einen Baum gesehen haben?

„Das ist schwer zu sagen. Formen wie die raue Borke oder die Zacken des gespaltenen Baumstumpfes – das kann ich mir schon gut vorstellen, denn die sind ja konkret. Die kann ich ertasten und nachvollziehen. Von den Formen insgesamt in der Welt haben wir Blinden eine gute Vorstellung. Wir können uns ausmalen, wie ein Wald aussieht: Da gibt es Wege, dann vielleicht Gebüsch, Bäume, die mal dicht, mal weniger dicht stehen, und Tiere. Allerdings ist unser Bild davon nicht so detailliert wie in der Realität – vielleicht vergleichbar mit einem dreidimensionalen Scherenschnitt. Farben sind für uns abstrakt. Die können wir nicht anfassen.“

Der Begriff „Grün“ hat also für Sie keinen Inhalt.

„Ich weiß schon, dass Gras, Blätter und der Wald insgesamt grün sind. Das habe ich gelernt, genauso wie die Tatsache, dass auch manche Flaschen grün sind. Ich habe von der Farbe auch eine Vorstellung im Kopf, aber die hat sicher nicht viel mit der Realität zu tun. Wobei das wahrscheinlich auch unerheblich ist. Denn angeblich sind Farben ja ohnehin subjektiv. Soviel ich weiß, sehen auch Sehende Farben unterschiedlich.“

Wir kommen zum Ende des Erlebnispfads. Auch den Querschnitt eines alten abgehobelten Baumstumpfes mit seinen Jahresringen haben wir ertastet. An einer Station konnte man auf verschieden langen Holzbohlen Xylophon spielen, an einer weiteren die Schlupflöcher von Wespen und anderen Insekten in Holz und Stroh erspüren.

Frau Holusch, wissen Sie, ob es in der Münchener Umgebung viele Waldwege gibt, die auch für Blinde hergerichtet sind?

„Naja, viele sind es leider nicht, in der Freisinger Gegend weiß ich noch von einem ähnlichen Erlebnispfad und in Weihenstephan gibt es diese tollen Duft- und Tastgärten, wo man Bäume und Beete ertasten kann mit Schildern in Blindenschrift. Auch bei uns im Westpark gibt es einen kleinen Garten. Aber ich finde, der Wald insgesamt ist ein Erlebnis. Auch wenn man wie ich nichts sieht, kann man dort wahnsinnig viele schöne sinnliche Erfahrungen machen.“ 🌿



Maria Holusch „betrachtet“ einen abgebrochenen Baum. Obwohl sie nicht einmal hell und dunkel unterscheiden kann, sagt sie immer: „Das schaue ich mir an.“ Dabei benutzt sie ihre anderen Sinne viel stärker als sehende Menschen.

DER WALD KLINGT

Ein Jazz-Fest im Wald. Nur der Regen war nicht geplant. Vier Bühnen unter den Bäumen: Ein spannendes Experiment nicht nur für Zuhörer und Waldbesucher, sondern auch für die Musiker, die noch nie mit einem Uhu zusammen gespielt haben.



1 „Das nächste Stück heißt...“ Pianist Rob Bargad wühlt in seinen Taschen und liest vor „Diesel: 29,78“ Ein Tankbeleg statt der vorbereiteten Liste mit Stücken, die er vorbereitet hatte. Aber ihm genügte das zum Improvisieren. Irgendwann wurde ihm sogar so warm, dass er kurz die Mütze abnahm.

2 Von etwa 1 500 Gästen sind einige Hundert bis zum letzten Ton der Abschluss-Session auf der großen Waldwiese geblieben.

3 In der Dämmerung wies eine Leuchtspur den Weg zum Konzertplatz.

4 Gipsy-Swing nennt das Traubeli Weiss Ensemble seine Musik. Dass sich folkloristische Elemente und moderne Improvisationen nicht ausschließen, sondern wunderbar ergänzen, war unter der „Alten Buche“ zu erleben.





1 Bei der Abschluss-Session am Abend durfte jeder mitmachen und Mitglieder verschiedener Gruppen haben spontan zusammen gespielt.

2 Matthias Loibner nennt sich selbst den „Jimi Hendrix der Drehleier“ und verdreht dem Publikum an der Alten Buche trotz Regen den Kopf.

3 Das „Duo de Clarinettes Basses“, bestehend aus Mike Reisinger (links) und Norbert Vollath tauchte immer mal wieder kurz aus dem Hintergrund auf, spielte mit und verschwand wieder im Unterholz.

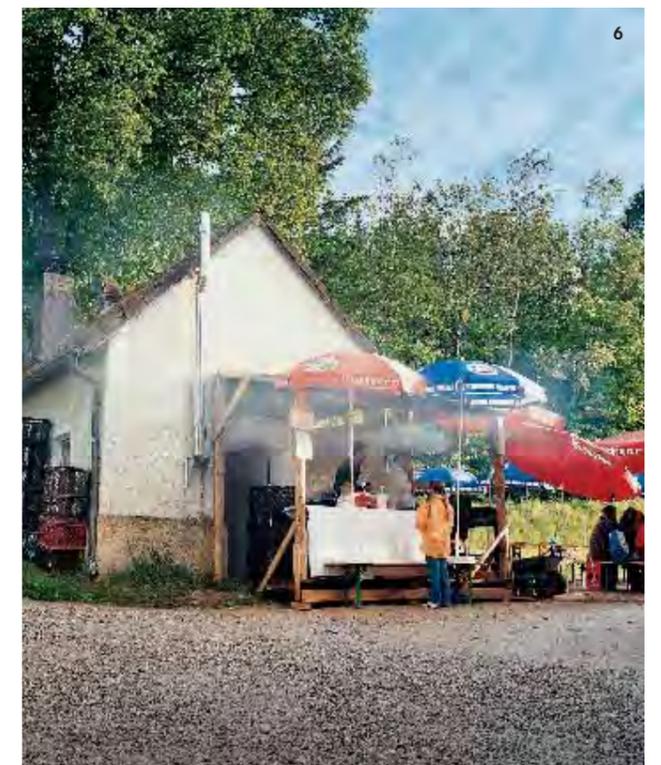
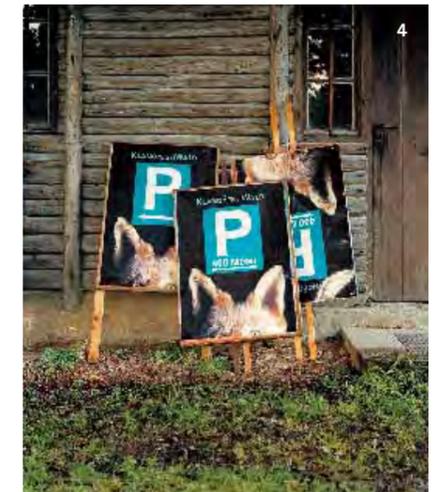
4 Schilder mit Waldtieren wiesen den Weg.

5 + 6 Geschmeckt hat es auch an vier Grillhütten, die zwischen den verschiedenen Bühnen verteilt waren.



„Bei schönem Wetter kann jeder feiern, aber was Ihr aus dem Dauerregen macht, ist irre ...“ – schöner konnte sich kein Kompliment für die Veranstalter des KlangFestiWalds im Forst bei Kelheim anhören. Geschätzt 1500 Gäste waren gekommen. Selbst bei bestem Wetter wäre das schon ein toller Erfolg gewesen und ein klares Zeichen: Kultur in der Natur lockt die Menschen in den Wald. Am 17. Mai, Vatertag, aber hat es in Strömen geregnet. Und trotzdem strömten die Menschen in den Wald, um zu erleben, wie wunderbar der Rhythmus der Regentropfen mit den Klängen eines Flügels harmoniert und wie gut es sich auf dem federnden Waldboden tanzen lässt.

Es war nicht ein Konzert draußen, es waren viele Konzerte an verschiedenen Orten über Pfade miteinander verbunden. Wer unterwegs war, nahm die Klänge von der einen Bühne mit, bis sie sich auf der Hälfte des Weges mit denen von der nächsten Spielstätte vermischten. Der Zuhörer war wie ein Staffelholz, das sich die Musiker durch den Wald gereicht haben. Das Programm hatte das Bayerische Jazzinstitut in Regensburg eigens für die Bayerischen Staatsforsten entwickelt. Jazzmusiker sind geübt im Improvisieren und so stellte es für sie kein Problem dar, mit Kindergeschrei im Publikum genauso umzugehen, wie mit einem Uhu, der aus dem Wald ruft oder eben mit dem Regen: „The rain can't tear us apart, because we've sunshine in our hearts“, sang einer mitten im Wolkenbruch. 🌿



fühlen

Wenn es ums Fühlen und um den Wald geht, ist der reine Tastsinn am wenigsten gemeint. Klar tasten wir über das weiche Moos und fühlen die raue Rinde der Buche. Aber mit Wald verbinden wir hauptsächlich die richtigen, die tiefen Gefühle. Ein großes, dunkles, geheimes Poesiealbum ist uns der Wald seit den Zeiten der Romantik. Mit viel Platz für Herz und Schmerz und Liebe und Triebe. So mancher Baum trägt schmerzliche Wunden von den Gefühlswallungen zweier Anfangsbuchstaben. Tröstlich für den Rest der Menschheit, dass man sich im Wald auch ohne Liebeskummer bestens fühlen kann. Beim Wandern, zum Beispiel, oder beim Spaziergehen, Radeln, Joggen, Fitbleiben und vielem, vielem mehr.

Moose sind derart genügsame und anpassungsfähige Pflanzen, dass sie nahezu überall zwischen ewigem Eis und Regenwald wachsen können. Sie zählen zu den einfachsten und entwicklungs-geschichtlich ältesten Landpflanzen der Welt. Weil Moose gute Wasserspeicher sind und oft flächig den Boden bedecken, geben sie feuchtigkeitsliebenden Tieren wie den Quallenmilben und Gliederfüßlern, aber auch höheren Organismen wie kleinen Amphibien Lebensraum.

WILLKOMMEN IM PARADIES

Ein Baum steht im Wald – und einem Bauprojekt im Weg. Bald wird er Bernd Marbachs Leben für immer verändern. Eine unromantische Liebesgeschichte.

von Jan Weiler

Bernd Marbach hielt den Plan verkehrt herum, denn er kannte sich mit Bauplänen nicht aus. Sie interessierten ihn auch nicht. Er hatte nur widerwillig dem Erweiterungsbau des Hotels zugestimmt. Von ihm aus brauchte es keinen Wellnessbereich. Er konnte sich kaum vorstellen, dass überhaupt jemand Lymphdrainagen, Unterwassermassagen und Honigpeelings benötigte, einmal abgesehen von seiner Frau sowie seinen Angestellten, die ihn seit einem Jahr bedrängten, aus dem überdachten Pool eine asiatisch anmutende Wohlfühllandschaft mit bodenbeheizter Außenterrasse zu machen.

Wenn die Umbauten fertig wären, würde man von hier einen sagenhaften Blick über das Tal haben. Gäste würden aus München und vielleicht sogar von noch weiter her kommen und jeden Preis dafür zahlen, hier beknetet, umsorgt und abkassiert zu werden, das wusste er. Und doch sträubte er sich hartnäckig. Das lag nicht bloß an der Investition, die er auf eine runde Million Euro schätzte, sondern auch an seiner Liebe zum Wald ringsum. Es war immerhin fast ein halber Hektar Bäume zu roden für den Bau und sämtliche Zufahrtswege der Anlage. Und das gefiel ihm nicht. Er liebte seinen Wald, die Stille darin, den Geruch, den tiefen weichen Boden.

Der Marbachsche Wald war immer der größte in der Umgebung gewesen. Im ganzen Kreis gab es niemanden, der sich mit den Marbachs messen konnte, was das Ausmaß des Forstgebietes und dessen Pflege anbelangte. Bernds Vater, Alfons Marbach, hatte 1975 das „Sporthotel Paradies“ mit Wäldern und Skiliften von seinem Vater übernommen, 1976 war Bernd auf die Welt gekommen. Alfons Marbacher hatte das Haus konsequent zu einem weithin bekannten Sport- und Luxushotel ausgebaut, mit Spitzenrestaurant und eben einer Schwimmhalle, die er gleich zu Beginn seiner Ära inklusive Bar im Stil der damaligen Zeit hatte errichten lassen. An der Einfahrt zu dem weitläufigen Hotelkomplex installierte er ein Schild, auf welchem in großen Lettern stand: „Willkommen im Paradies.“

Es war ein Jahr vergangen seit Alfons Marbachs plötzlichem Tod. Er wachte eines Morgens einfach nicht mehr auf. Seine Frau Maria versuchte, ihn zu wecken, rief ihn an, rüttelte, berührte seine Stirn. Als sie erkannte, dass sie neben einem Toten lag, rief sie ihren Sohn über das Haustelefon an und als der fassungslos vor dem Leichnam seines Vaters stand, sagte sie: „Guck’ mal, der Papa.“ Bernd übernahm die Leitung des Hotels, während seine Mutter fortan stumm am Fenster saß und ins Tal hinab sah, als schaute sie in ein offenes Grab.

Sie hatte nicht einmal geweint, als Alfons in die Familiengruft der Marbachs getragen wurde. Fast schien es Bernd, als sei für seine Mutter mit dem Tod seines Vaters lediglich eine Phase vorüber, manchmal meinte er sogar, so etwas wie eine unausgesprochene Zufriedenheit bei seiner stillen Mutter zu spüren. Er wagte jedoch nicht, sie darauf anzusprechen, denn wenn er doch keine Angst vor Maria Marbach hatte, so hütete er sich doch davor, sie zu verärgern. Ihr harscher Tonfall, der schwere Berchtesgadener Dialekt, die Unerbittlichkeit ihrer Entscheidungen hatten ihn zu einem folgsamen, disziplinierten Sohn geformt, auch wenn er tief in sich andere Qualitäten spürte als die, die sein Vater von ihm verlangte. Bernd war ein stilles Kind, ein musischer Leisetreter, der bereits mit vierzehn Jahren über 190 Zentimeter maß, und das bei dem pyknischen Vater. Bernd wäre am liebsten Dirigent geworden, auf jeden Fall Musiker. Doch das ließ die Arbeit im Hotel nicht zu. Zur Schule brauchte er täglich eineinhalb Stunden und dieselbe Zeit, um von dort wieder über lange Feld- und Waldwege zurück auf den Berg zu kommen. Alles zu Fuß, denn ein Fahrrad hätte er ohnehin die ganze Zeit geschoben. Nach den Hausaufgaben half Bernd im Hotel.

Zeit für das Erlernen eines Instruments oder für Freunde hatte er nicht. Er fand höchstens welche unter den Kindern der Hotelgäste, jeweils für zwei, manchmal für drei Wochen. Wenn danach Tränen flossen, klopfte ihm sein Vater auf die Schulter und sagte: „Sei doch froh! Die müssen jetzt weg, aber Du darfst immer hier im Paradies bleiben.“ Das sah er ein und fügte sich schließlich in sein Leben als Hoteliersohn mit Segelohren und unerkannten Talenten.

Nie hatte Bernd Zweifel an seinen fleißigen Eltern gehabt, sie sich allerdings auch nie bei Zärtlichkeiten vorgestellt, wie manche Kinder es mit grausigem Vergnügen tun. Nähe und Zuneigung waren bei den Marbachs keine öffentliche Sache. Bei denen zählten die Leistung und der Erfolg und die Zufriedenheit der Gäste. Bernd übernahm die Prinzipien der Eltern und führte das Hotel, wie er es von seinem Vater gelernt hatte. Und nun also dieser Wellnessbereich.

Die Schwimmhalle lag etwa 200 Meter vom Hauptgebäude entfernt und wirkte inzwischen reichlich antiquiert, das sah Bernd ein. Die braunen Mosaikfliesen passten ebenso wenig in die Zeit wie die Armaturen in den Duschen, die kränzlich gelbe Beleuchtung und die hölzerne Deckenvertäfelung. Seine Frau Ulrike hatte ihm von Anfang an in den Ohren gelegen, daraus etwas zu machen. Und seine Mutter nickte, als die ersten Pläne kamen.

Nun stand Bernd also, die Pläne verkehrt herum in den Händen, im lehmigen Waldboden vor der alten Schwimmhalle und blickte suchend umher. Wochenlang hatte er nach einem stichhaltigen Argument gegen den Neubau gesucht. Er hatte das Testament seines Vater nach Auflagen und Verboten durchforstet, aber dort nur das Gegenteil gefunden, nämlich den Wunsch, das Hotel stets modern zu führen und nach zeitgemäßen Maßstäben auszubauen. Er hatte einen etwaigen Bestands- und den Umweltschutz ins Feld geführt und erkennen müssen, dass die betroffenen Bäume allesamt nicht älter als 25 bis 35 Jahre waren. Sein Vater und sein Großvater hatten sie eigenhändig gepflanzt.

Die kostbaren Waldstücke lagen weiter im Westen. Und doch hatte der Wald bei der Schwimmhalle Bernd an etwas erinnert. Da war eine Erinnerung, etwas befand sich dort, aber Bernd fiel nicht ein, was es war. Schließlich, an diesem Mittag, war es ihm eingefallen: Der Liebesbaum seiner Eltern. Sie mussten einmal anders gewesen sein als zum Ende ihrer Ehe hin. Damals, es mochte dreißig Jahre her sein, hatten sie in einen jungen Baum etwas geschnitzt – sehr zum Ärger von Alfons’ Vater – eine Liebesbotschaft. „M + A“ stand in ihm eingeritzt. >



Alfons hatte Bernd den Baum auf einem Spaziergang gezeigt und gesagt: „Maria und Alfons. Siehst Du, Junge? Das machen nur Verliebte. Du hast einen Baum frei, bei dem Du das auch darfst. Aber nur einen! Hörst Du? So was darf man nur einmal im Leben machen!“ Dann hatte er gelacht und sie waren weiter gegangen.

Das war nun sicher schon 15 Jahre her. Irgendwann hatte Bernd den Baum samt Inschrift vergessen, aber im Zuge seiner hektischen Nachdenkereien war er ihm nun wieder eingefallen. Irgendwo hier musste er sein. Und wenn er hier war, dann handelte es sich um ein Denkmal, das man um keinen Preis der Welt abholzen durfte. Der Baum würde die dämliche Wellness-Hütte verhindern, da war sich Bernd sicher. Wenn seine Mutter auch kaum zu Sentiment oder gar Romantik neigte, so würde sie doch kaum die Härte besitzen, diesen einzigen jemals offen vorgetragenen Liebesbeweis ihres verstorbenen Mannes zersägen zu lassen.

Es hatte geregnet, Tropfen fielen von den Ästen in Bernds Krage, als dieser die Stämme der Bäume in einem Radius von fünfzig Metern untersuchte. Er tastete sie rundherum ab, stolperte umher, verlor die Orientierung, suchte weiter, aufgeregt, die Handflächen grün von Moos und Rinde, fiel über einen Stumpf, rasselte sich hoch, ärgerte sich über sich selbst, stützte sich an einem Stamm ab und fühlte darin ein Muster. Die Inschrift. M+A. Er hatte den Baum gefunden.

Bernd klopfte an das Zimmer seiner Mutter, dann trat er ein. Er hatte die Gummistiefel ausgezogen, Waldaroma dampfte aus seinem Pullover, als er auf sie zuging. Sie saß am Panoramafenster ihrer Wohnung und blickte in die Welt, wie sie es jeden Tag stundenlang tat. „Wo kommst Du her, mein Junge?“, fragte sie, ohne ihn anzusehen.

„Ich war im Wald, Mama“, antwortete er und zog einen Sessel heran, um sich neben sie zu setzen. Eine Weile blickten sie aus dem Fenster ins Paradies, wie Vater die Aussicht von hier oben immer genannt hatte.

„Wegen der neuen Schwimmhalle. Du weißt, ich war da immer skeptisch“, begann er unbeholfen.

„Und?“

„Dort wo gerodet werden muss, habe ich etwas entdeckt“, sagte er und zog eine kleine Kamera aus der Jackentasche. Er schaltete sie ein, drückte auf Widergabe und gab ihr die Kamera in die Hand. Sie sah lange auf das Display und fragte dann: „Was soll das?“

„Mama, es ist Euer Baum. Den kann man doch nicht einfach fällen.“

„Unser Baum“, sagte sie matt und gab ihm die Kamera zurück. „Unser Baum.“ Eine Minute lang schwieg sie, dann begann sie zu weinen.

Das hatte Bernd mit seinen immerhin gut dreißig Jahren noch nicht erlebt. Seine Mutter weinte, tonlos zwar, aber dicke, runde Tropfen rannen ihre Wangen herab. Sie machte sich nicht einmal die Mühe, sie wegzuwischen. Bernd nahm seine Mutter in den Arm.

„Stimmt doch, den sägen wir nicht um, Euren Baum, stimmt doch, Mutter!“

Insgesamt freute er sich über ihre Reaktion. Sie gewann die Fassung zurück und schob ihn von sich. „Setz Dich hin, Junge.“

Bernd setzte sich und sah seine Mutter verständnislos an.

„M + A. Du meinst, das steht für Maria und Alfons.“

„Wofür denn sonst, Mama? Papa hat mir den Baum mal gezeigt und mir die Geschichte erzählt, wie ihr das gemeinsam eingeritzt habt. Das muss ein Jahr vor meiner Geburt gewesen sein. Großvater war ziemlich sauer.“

„Sagen wir es mal so: Ich habe es tatsächlich mit Deinem Vater dort eingeritzt. Kurz darauf habe ich Alfons geheiratet und Du bist auf die Welt gekommen, als ein Marbach. Das war das Beste, was ich für Deinen Vater tun konnte.“

Bernd Marbach verstand kein einziges Wort. Und doch spürte er, dass der Boden unter ihm ins Wanken geriet. Er fühlte sich wie einer, der im Begriff ist, in eine Schlucht zu stürzen.

„Was redest Du denn da, Mama? Was bedeutet denn das?“

Die Witwe blickte an die Decke, damit ihr die Tränen nicht aus den Augen flossen. Dann nahm sie ein Taschentuch und schnäuzte sich. Bernd wartete.

„Alfons Marbach war nicht Dein Vater.“

Bernds Gedanken rasten durch seine Kindheit. Er scannte in Windeseile Erinnerungen und Indizien, aber da entstand kein Bild von einem anderen Vater. Er sah seine Mutter verzweifelt an. War sie verrückt geworden?

„Dein Vater gehörte zu der Baugruppe, die die Schwimmhalle damals gebaut hat. Sie kamen aus der Türkei und lebten im Sommer unten im Skikeller. Er hieß Achmed.“

„Das glaube ich nicht.“

„Ich war Küchenhilfe. Alfons hat sich damals sehr um mich bemüht, aber ich habe ihn nicht gewollt. Ich hatte nur Augen für Achmed. Wir verliebten uns ineinander, doch niemand durfte das wissen, das wäre doch nicht gegangen. Wir verbrachten jede freie Sekunde miteinander. Einmal hat Alfons uns erwischt, er ist mir nachgestiegen. Er sah uns und lief davon. Ich sprach ihn darauf an, aber er tat so, als habe er nichts gesehen. Als ich dann mit Dir schwanger wurde, bekam ich eine furchtbare Angst. Ich traute mich nicht, es Achmed zu sagen und meinen Eltern erst recht nicht. Die hätten mich totgeschlagen. Und ihn noch dazu. Aber Alfons, der hat es

schnell gemerkt, das mit der Schwangerschaft. Es war ja auch dann nicht mehr zu übersehen. Und da hat er sich als Vater angeboten. Er würde das Kind als seines aufziehen, wenn ich ihn dafür zum Mann nähme. Das sei auch besser für den Achmed, denn der würde doch als Mädchenschänder verhaftet, zumal, wenn er gegen ihn aussagen würde. Ich habe das damals geglaubt, Du weißt doch, wie sie sind im Dorf. Dem Achmed habe ich gesagt, dass es mit uns vorbei sei und ich ein Kind von Alfons erwarten würde. Er hat es mir nicht geglaubt, aber was sollte er schon ausrichten? Schließlich ist er zurück in die Türkei.“

„Mein Vater ist ein Fremdarbeiter gewesen?“

„Ja, Bernd. So ist es. Er war die Liebe meines Lebens. Und er war Dein Vater.“

Bernd senkte den Blick und versuchte, seine Gedanken zu sortieren, was ihm misslang.

„Was ist aus ihm geworden?“

„Ich weiß es nicht. Einmal stand er urplötzlich an der Rezeption. Das war Weihnachten 1982. Da warst Du sechs Jahre alt. Er tauchte einfach auf und fragte nach Dir. Alfons hat mit der Polizei gedroht und ihn die Auffahrt hinuntergejagt.“

Sie begann wieder zu weinen.

„Danach habe ich nie wieder von ihm gehört.“

„Und diese Bauminschrift.“

„Das war ganz am Anfang. Er hat es dort eingeritzt. Wir trafen uns öfter an der Stelle. Und einmal hatte er ein Messer dabei, mit dem er es in den Baum schnitt. Ich werde den Tag nie vergessen. Es roch nach Harz. Ich schäme mich so, dass ich nie zu ihm gestanden habe. Ich habe es mir nie verziehen, das musst Du mir glauben.“

Bernd atmete tief durch. Was nun? Im Moment gab es nur zwei Mitwisser, warum nicht das Spiel weiterspielen? Und der Baum? Absägen! Weg damit. Oder? Bernd gab seiner Mutter einen Kuss und ließ sie allein. Eine Stunde später saß er im Auto. Er hatte nur das Nötigste gepackt und verabschiedete sich nicht. Als er die Einfahrt hinunter fuhr, ließ er das Schild hinter sich, das dort immer noch alle Abreisenden lesen, bevor sie den Berg abwärts rollen: „Auf Wiedersehen im Paradies.“

Das Sporthotel Paradies wechselte wenig später für fast sieben Millionen Euro den Besitzer. Die Noventa-Kette begann umgehend damit, die alte Schwimmhalle abzureißen und ein Wellnesszentrum zu errichten. Der abgeholzte Wald wurde in Scheite geschnitten, die entlang der Bar in die Wand geschichtet eine ausgesprochen stimmungsvolle Dekoration abgeben. 🌿

Jan Weiler, ehemals Chefredakteur des SZ-Magazins, ist seit einigen Jahren sehr erfolgreich als freischaffender Autor tätig („Maria, ihm schmeckt's nicht!“). Seit kurzem ist seine Kolumne regelmäßig im „Stern“ zu lesen.



von Vivienne Klimke

Sie ist der Inbegriff eines schnellwüchsigen Baumes und ein Markenzeichen von Alleen, Bach- oder Flussläufen in ganz Mitteleuropa: Die Pappel. Früher war ihr Holz als Puffer unter Bahngleisen oder für Holzschuhe begehrt, heute pflanzt man den Baum unter anderem als Pionier auf ehemaligen Müllhalden an. Eher unbeliebt macht sich jedoch die Pappel, wenn im Juni ihre Früchte reif werden. Dann platzen die Kapseln auf, und neben den Samen entlassen sie große weiße Bäusche, die sich in Rinnsteinen sammeln und auf Wasserflächen bald eine Schicht bilden. Wer wäre darauf gekommen, dass dieser Flaum zu irgendetwas nütze sein könnte?

Jens-Gerrit Eisfeld jedenfalls nicht. Anfangs zumindest. Dass er die weiße Watte in Freiburgs Straßen irgendwann aufsammelte, lag eher an einer kindlichen Veranlagung. Er habe schon als Junge gerne Materialien aus der Natur genutzt, erzählt der Forstwirt. „Es erschien mir plötzlich schade um das schöne weiche Material“, sagt er über den Pappelflaum. „Ich dachte, man könne es vielleicht als Isolierung nutzen.“ Vorerst jedoch stopfte er es in ein Kissen und schenkte dies seiner Freundin. Ihre Reaktion war überraschend: „Sie war begeistert und nahm das Kissen überall mit hin.“ Das machte Eisfeld neugierig. Noch einmal zog er aus, sammelte die Pflanzenfasern, nähte sich eine Bettdecke daraus – und gab seinem Leben damit zwei entscheidende Wendungen. Die erste: „Ich habe in der ersten Nacht unter dieser Decke gute zehn Stunden durchgeschlafen. So etwas gab es vorher für mich gar nicht“, schwärmt er. „Ich war es eher gewohnt, so stark zu schwitzen, dass ich irgendwann den Pyjama wechseln musste.“

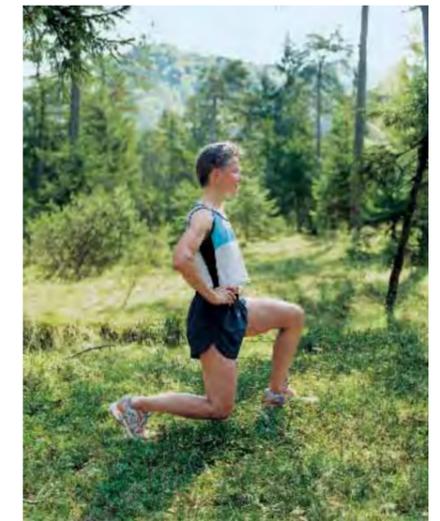
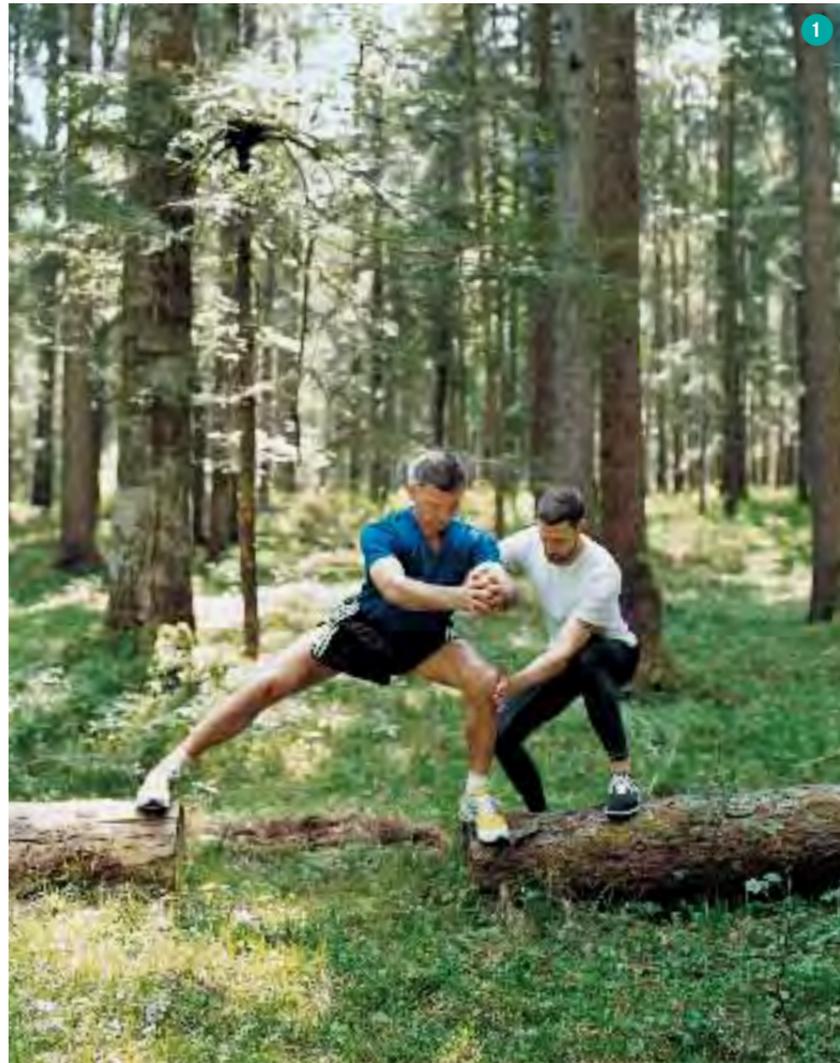
EIN TRAUM VON EINEM FLAUM

Jens-Gerrit Eisfeld hatte eine Idee. Und gründete die Firma Pa(p)illon.

Heute weiß er, woran diese Wirkung liegt: Die Fasern des Pappelflaums, die sich wie besonders weiche Watte anfühlen, sind mit acht Mikrometer Durchmesser feiner als jene von Cashmere, Angora oder Seide. Zugleich sind sie innen hohl, was sie sehr leicht macht. Die Abteilung Bekleidungsphysiologie des Forschungsinstituts Hohenstein bescheinigte Eisfelds Pappeldecke in einem Test eine „hohe Wärmeisolation“, eine gute Atmungsaktivität und eine „sehr hohe Wasseraufnahmefähigkeit“. Die ist verantwortlich dafür, dass die Decke den Schweiß aufnimmt und das Klima darunter angenehm bleibt. Die zweite Wendung war eine Geschäftsidee: Eisfeld probierte von der Baumschere über die Telekoparbeitsbühne bis zum Fesselballon alles Mögliche aus, um die Samen ernten zu können. Er bastelte an Maschinen zur Reinigung und Trocknung des Flaums und brütete über einem Vermarktungskonzept für diesen Bettdeckenfüllstoff. So entstand seine Firma Pap(p)illon in Straubing.

Bevor sich allerdings der große Erfolg einstellen konnte, zeigte die wundersame Faser auch ihre Kehrseiten: Sie ist so fein, dass sie in den Kardiermaschinen der Hersteller, die sie zu Bettdecken verarbeiten wollten, hängen blieb. Beinahe wäre die Pappel wieder zu nichts mehr als einem alltäglichen Allee- und Flussbaum geworden. Doch Eisfeld wollte sich nicht wieder ins Schwitzen bringen lassen und suchte sich Unterstützung. Deshalb gibt es Pappelflaum-Bettdecken noch immer – in Mischung mit Kamelhaar oder Schurwolle. 🌿





DIE GRÜNE AKTION

Fit werden ohne Trimm-Pfad. Der Wald bietet genügend Raum für sanfte Übungen. Dafür braucht man kein Zirkel-Training im Parcours, sondern nur einen weichen Platz im Moos.

Von Andreas Klingseisen

1 SEIT-KNIEBEUGE

Diese Übung führen Sie im Stehen aus, die Arme dabei zur verbesserten Balance nach vorne strecken. Verlagern Sie die Belastung durch Beugen des linken und Strecken des rechten Knies auf die linke Körperhälfte. Achten Sie darauf, dabei die Belastung stets auf der Ferse zu halten und das gebeugte Knie nicht über die Fußspitze nach vorne hinaus zu schieben. Kehren Sie in die Ausgangsposition zurück und leiten Sie die Bewegung auf der Gegenseite ein.

3 Durchgänge à 10-20 Wiederholungen

Trainierte Muskulatur: Oberschenkelvorder- und Innenseite, Gesäßmuskulatur



2 CRUNCH

Begeben Sie sich in die Rückenlage und winkeln Sie die Unterschenkel parallel zum Boden ab. Die Arme strecken Sie seitlich am Körper aus. Jetzt den Oberkörper ohne Schwung mit der Ausatmung nach oben heben und wieder senken. Halten Sie konstante Spannung, indem Sie die Schulterblätter nicht mehr am Boden ablegen. Achtung: Nicht ins Hohlkreuz fallen!

3 Durchgänge à 10-15 Wiederholungen

Trainierte Muskulatur: gerade Bauchmuskulatur

3 VORGEBEUGTES ARMHEBEN

Stellen Sie sich vorgebeugt mit geradem Rücken hin. Die Beine winkeln Sie im Kniegelenk ab und die Arme heben Sie seitlich nach oben in die Senkrechte. Dann die Arme senken und im Anschluss nach vorne strecken. Drücken Sie dabei die Schulterblätter fest zusammen und achten Sie darauf, die Schultern nicht zu den Ohren zu ziehen.

3 Durchgänge à 10-15 Wiederholungen

Trainierte Muskulatur: Schulterblatt, unterer Rücken



4 AUSFALLSCHRITTE

Stellen Sie die Füße schulterbreit auseinander, dabei ein Bein soweit nach vorne stellen, dass eine Ausfallkniebeuge mit geradem Oberkörper möglich ist. Beugen Sie nun beide Beine, bis das hintere Bein mit dem Kniegelenk fast den Boden berührt. Dabei schieben Sie das vordere Knie nie über die Fußspitze hinaus. Die Belastung sollte stets auf der vorderen Ferse liegen. Den Oberkörper halten Sie dabei immer aufrecht. Wichtig ist, dass die Übung kontrolliert und gleichmäßig ausgeführt wird.

3 Durchgänge à 10 Wiederholungen pro Seite

Trainierte Muskulatur: Oberschenkel und Gesäß



8 ATEMÜBUNG

Stellen Sie sich gerade hin, die Arme seitlich neben den Körper. Dabei zeigen die Handflächen nach vorne. Mit der Einatmung strecken Sie die Arme über den Kopf und schauen Sie dabei den Händen nach. Dabei versuchen Sie, mit den Schultern Abstand zu den Ohren zu halten. Mit der Ausatmung kehren Sie in die Ausgangsposition zurück.

10 tiefe und volle Atemzüge

9 SEITHEBEN

Suchen Sie sich zwei Stöcke und stellen Sie sich damit schulterbreit auf. Halten Sie den Oberkörper gerade und heben Sie die Stöcke gleichmäßig bis in die waagerechte Position an. Anschließend senken Sie die Arme kontrolliert in die Ausgangsposition ab. Etwa 10 cm vom Oberschenkel entfernt starten Sie die Bewegung neu. Achten Sie darauf, dabei die Schultern nicht zu den Ohren zu ziehen.

3 Durchgänge à 15 Wiederholungen
Trainierte Muskulatur: seitliche Schulter



5 SEITSTÜTZ

Legen Sie sich auf die Seite, mit gestrecktem Hüft- und Kniegelenk. Stützen Sie sich nun auf den Unterarm und heben Sie den Körper kontrolliert vom Boden ab, bis eine volle Streckung in der Hüfte erreicht ist. Diese Position für 10 bis 15 Sekunden halten. Geübte spreizen das obere Bein und den oberen Arm ab. Dann bitte darauf achten, dass die Fußspitze leicht nach unten gedreht wird.

3 Durchgänge à 10-15 Wiederholungen pro Seite
Trainierte Muskulatur: seitliche Rumpfmuskulatur



6 KÄFER

Nun legen Sie sich auf den Rücken. Heben Sie den Oberkörper an und halten Sie die Position. Jetzt im Wechsel ein Bein und einen Arm diagonal zueinander führen. Dabei entfernen Sie die Beine nur so weit vom Körper, dass kein Hohlkreuz entsteht. Der Blick bleibt gerade nach vorne gerichtet.

3 Durchgänge à 10-20 Wiederholungen
Trainierte Muskulatur: seitliche und gerade Bauchmuskulatur

7 DIPS

Die Hände schulterbreit auf einem Baumstamm abstützen, dabei sollen die Ellbogen nach hinten zeigen. Strecken Sie nun die Arme durch und drücken Sie damit den Körper senkrecht in den Stütz. Danach senken Sie den Körper nur soweit ab, bis sich die Oberarme parallel zum Boden befinden. Bitte achten Sie darauf, die Übung kontrolliert und ruhig durchzuführen.

3 Durchgänge à 15 Wiederholungen
Trainierte Muskulatur: Trizeps und Schulter



10 LIEGESTÜTZ AM BAUMSTAMM

Nun benötigen Sie einen liegenden Baumstamm. Stützen Sie sich darauf mit gestreckten Armen ab. Die Hände sollten schulterbreit auseinander liegen und die Fingerspitzen nach vorne zeigen. Die Beine lassen Sie gestreckt. Nun die Arme gleichmäßig beugen, bis der gestreckte Körper knapp über dem Baumstamm ist, und wieder strecken. Bei dieser Übung bitte den Körper stets angespannt halten, so dass kein Hohlkreuz entsteht.

3 Durchgänge à 10-15 Wiederholungen
Trainierte Muskulatur: Brustmuskulatur, Schulter und Trizeps



Andreas Klingseisen, Personal Trainer und Fitness-Coach des Lifestyle-Magazins GQ, zeigt Ihnen zusammen mit Paula Mangold-Wolf und dem Forstwirtschaftsmeister Sepp Wolf Übungen, die jeden Aufenthalt im Wald sportlicher machen. Fotografiert im Staatswald beim Forstlichen Bildungszentrum, Stützpunkt Laubau.

schmecken



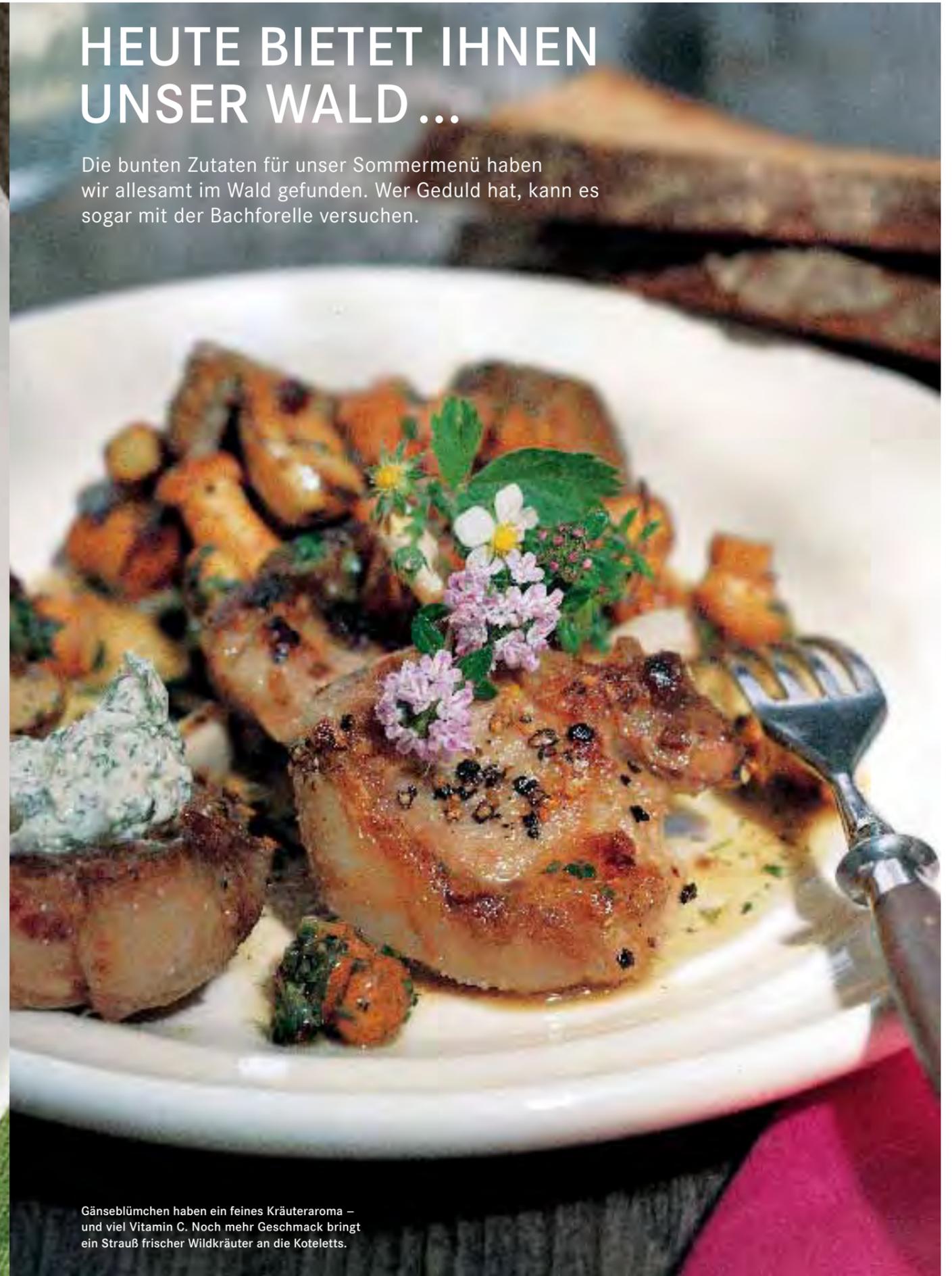
Was nicht nach Wald schmeckt, aber sich hartnäckig mit seinem Waldgeschmack schmückt, ist der „Waldmeister“. Das kleine Grün, das gerne am Boden von Laubwäldern wächst, darf seit 1981 nicht mehr für Nahrungsmittel verwendet werden, weil es den giftigen Pflanzenstoff Cumarin enthält. Heute wird nur noch ein grüner Sirup mit synthetischen Aromen benutzt. Wir halten uns an authentische Genüsse. Den Frischlingsrücken mit Waldkräuterbutter und Sommerpilzen zum Beispiel, oder ein paar frische Brombeeren im Herbst oder feine Kräuter, die man trinken kann. Ein paar Vorschläge, wie man Wald auf sehr angenehme Weise „verinnerlichen“ kann, finden Sie auf den folgenden Seiten.

Bereits die ältesten bekannten Höhlenmalereien zeigen, dass sich der Mensch seit eh und jeh auch kreativ mit dem Thema Jagd befasst. Damals hatten die Bilder noch kultische Zwecke, um die Geister für reichlich Beute gnädig zu stimmen. In der europäischen Malerei stiegen Bilder mit Jagdszenen oder opulentem Wildbret wie auf diesem Gemälde des flämischen Malers Frans Snyder aus dem Jahr 1640 zum Prestigeobjekt der reichen Leute auf.



HEUTE BIETET IHNEN UNSER WALD ...

Die bunten Zutaten für unser Sommermenü haben wir allesamt im Wald gefunden. Wer Geduld hat, kann es sogar mit der Bachforelle versuchen.



Gänseblümchen haben ein feines Kräuteraroma – und viel Vitamin C. Noch mehr Geschmack bringt ein Strauß frischer Wildkräuter an die Koteletts.

WARMES BACHFORELLEN-CARPACCIO MIT TAUBNESSEL-GÄNSEBLÜMCHEN-SALAT

Für 4 Personen:

1 Bachforelle (ca. 500g, besonders edle Alternative für Angler: Äsche)
2 Schalotten
2 Knoblauchzehen
1 Tomate
2 Zweige Kümmelkraut, Fenchel oder Dill
1 TL Pfefferkörner
Salz, Pfeffer
250 ml Weißwein
400 g neue Kartoffeln
1/4 Zitrone
4 EL Haselnussöl
1 Handvoll (ca. 50 g) junge Taubnesseln und Gänseblümchenblüten

Den Fisch filetieren, dabei das Filet an der Haut lassen. Das übernimmt meist auch ein freundlicher Fischhändler für Sie. Kopf und Gräten abspülen, Schalotten, Knoblauch, Tomate und Kräuter grob zerkleinern. Alles zusammen mit dem Weißwein und der gleichen Menge Wasser in einem kleinen Topf langsam zum Kochen bringen. Die Pfefferkörner im Mörser oder mit der Breitseite eines schweren Messers quetschen. Den Fischfond mit einem Schaumlöffel abschäumen, den Pfeffer zugeben, salzen und 20 Minuten knapp unter dem Siedepunkt ziehen lassen.

In der Zwischenzeit die Kartoffeln sauber schrubben oder schälen, in 5 mm dicke Scheiben schneiden und mit wenig Salzwasser bissfest kochen. Abgießen und kurz kalt abschrecken. Ein Nudelsieb mit einem feuchten Passiertuch oder Küchentuch auslegen, den Fischfond vorsichtig durch das Tuch seihen. Auf 4-5 EL einkochen. Zum Schluss mit ein paar Tropfen Zitronensaft säuerlich abschmecken und vom Herd nehmen.

Den Ofen vorheizen. Das Fischfilet schräg in dünne Scheiben schneiden. Taubnesseln und Gänseblümchen waschen und trocken-schleudern. 4 Teller mit den Kartoffelscheiben auslegen, würzen. Mit den Fischeiben belegen und ca. 1 Minute im Ofen erhitzen. Taubnesseln und Gänseblümchen auf dem Fisch verteilen, mit Fischfond und Haselnussöl beträufeln und mit Salz und frisch gemahlenem Pfeffer bestreut servieren.

Tipp: Kümmelsamen können Sie im Garten oder in einem Blumentopf ansäen – um später Kraut und Samen zu ernten. An Wegen und Waldrändern wächst er wild, dort sollten Sie Kümmel aber nur sammeln oder ernten, wenn Sie sich sehr gut mit der Bestimmung von Doldenblütlern auskennen – der tödliche Schierling und die giftige Hundspetersilie ähneln Kümmel sehr.

FRISCHLINGSKOTELETTS GEGRILLT, MIT WALDKRÄUTERBUTTER UND SOMMERPILZEN

Für 4 Personen:

4 junge Knoblauchzehen
1 TL Wacholderbeeren
200 g weiche Butter
1 TL Puderzucker
2 EL getrocknete Berberitzenbeeren (Alternative: getrocknete Preiselbeeren)
1 Bio-Zitrone
1 Handvoll Kräuter aus dem Wald, zum Beispiel wilder Schnittlauch, Majoran (Dost) oder Thymian (Quendel), Kresse, wenige junge Erdbeerblätter und ein bisschen Sauerklee
1 TL Pimentpulver
Salz, Pfeffer
12 Frischlingskoteletts oder Frischlingssteaks aus dem Rücken
3 EL Rapsöl
400 g sommerliche Waldpilze, zum Beispiel Steinpilze und Pfifferlinge

Zuerst die Waldkräuterbutter vorbereiten: Knoblauchzehen schälen und mit dem Wacholder hacken, mit 1 TL Butter in einem kleinen Topf bei schwacher Hitze 5 Minuten dünsten. Den Puderzucker zugeben. Die Zitrone waschen, trocknen und die Schale fein abreiben. 2 EL Zitronensaft auspressen, mit Zitronenschale und den Berberitzenbeeren zum Knoblauch geben, sirupartig einkochen. Kräuter waschen, trocknen und hacken. Butter in einer Schüssel mit dem Handmixer schaumig schlagen. Alle Gewürze und Kräuter unterrühren, mit Salz und Pfeffer würzen.

Frischlingskoteletts mit 1-2 EL Öl mischen und in einer Schüssel zugedeckt Raumtemperatur annehmen lassen. Die Pilze putzen, große Pilze halbieren oder in dicke Scheiben schneiden. Die Pilze in einer Pfanne mit dem restlichen Öl bei großer Hitze 2-3 Min. braten, mit Salz und Pfeffer würzen. 1 EL Kräuterbutter unter die Pilze schwenken, vom Herd nehmen.

Den Grill oder eine Grillpfanne vorheizen. Frischlingskoteletts würzen und von beiden Seiten je 3-4 Min. grillen. Mit Pilzen und Kräuterbutter servieren. Dazu passt ein kräftiges Bauernkrustenbrot.

Tipp: Die „Enzyklopädie der essbaren Wildpflanzen“ des Landschaftsplaners Steffen Guido Fleischhauer (AT-Verlag 2003) hilft Ihnen bei der Kräuter-Suche. Der Autor betreibt die website www.essbare-wildpflanzen.de und veranstaltet Seminare und Workshops über Wildkräuter und Wildkräuterküche. Die vielen verschiedenen Kressesorten, die bei uns wachsen, sind ein guter Einstieg in die Wildkräutersammlung, denn ihr Geschmack ähnelt immer dem der Gartenkresse. So können Sie die Pflanzen sehr leicht identifizieren.

WALDBEEREN-EISTÖRTCHEN

Für 8-10 Personen:

(kleinere Eismengen lassen sich nur schlecht zubereiten, für 4 Personen einfach Yufka und Beerenmengen halbieren und einen Teil der Schokoladen-Eistaler für eine zweite Gelegenheit aufbewahren.)
140 g weiße Kuvertüre
1 Vanillestange
2 Eigelbe
1 Ei
3 EL Zucker
2 cl Crème de Cacao
500 ml Sahne

4 dreieckige Yufka-Blätter (TK aus dem türkischen Lebensmittelgeschäft, Alternative: Strudelteig)
2 EL Butter
2 EL Puderzucker

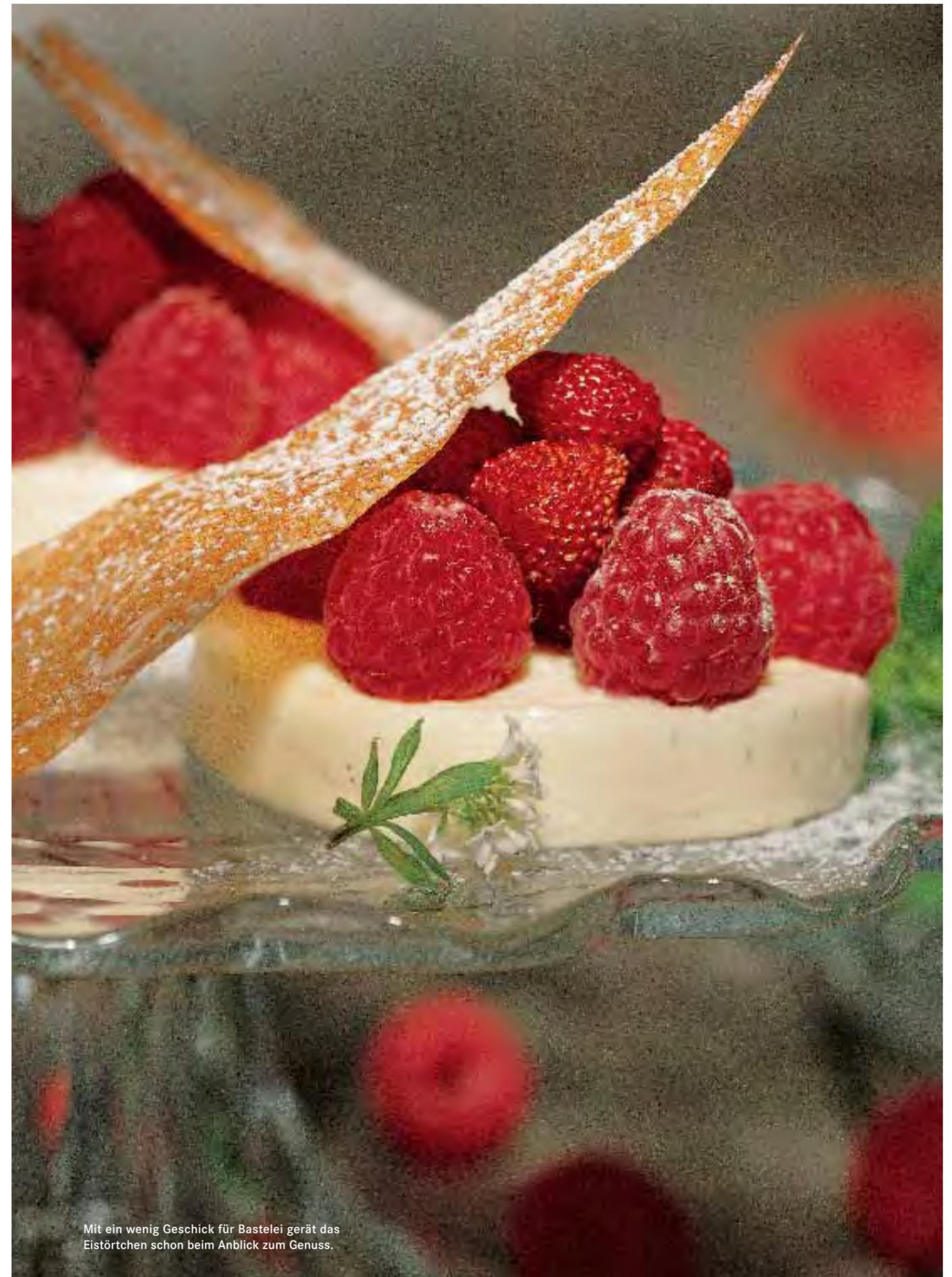
250 g Walderdbeeren oder Himbeeren
2 Stängel Waldmeister oder Melisse

Außerdem: ca. 24 kleine runde Förmchen für das Eis, zum Beispiel 2 cm hoch abgeschnittene Papp-Trinkbecher oder kleine Mini-Tartlettförmchen.

Weißer Kuvertüre grob hacken und in einer Metallschüssel über einem heißen Wasserbad schmelzen. Sobald die Kuvertüre geschmolzen ist, die Vanillestange längs halbieren und mit einem Messerrücken auskratzen. Das Vanillemark mit Eiern und Zucker in einer zweiten Metallschüssel über dem Wasserbad dick-schaumig schlagen. Vom Herd nehmen, Crème de Cacao und Kuvertüre unter die Eier rühren. Die Sahne schlagen, mit der Schoko-Masse verrühren. In die Förmchen füllen und mindestens 2 Stunden gefrieren.

Währenddessen den Backofen auf 200 Grad vorheizen (Umluft 180 Grad). Yufka-Teig aus dem Tiefkühler nehmen, einige Minuten warten und dann nacheinander 4 Teigschichten abziehen. (Den Rest lassen Sie dabei gar nicht erst auftauen, so dass Sie den Teig einfach wieder einwickeln und im Tiefkühlfach aufbewahren können). Die Butter schmelzen, die Teigblätter damit einstreichen. Je zwei Blätter aufeinander legen und mit Puderzucker bestäuben, in kleine Dreiecke in Größe der Eisformen schneiden und auf einem mit Backpapier ausgelegten Blech auf der mittleren Schiene im Ofen 3-5 Min. goldbraun backen. Vorsicht: Sobald der Zucker beginnt zu schmelzen, karamellisiert er sehr schnell. Deshalb immer wieder in den Ofen sehen, damit nichts verbrennt. Die fertigen Teigblätter aus dem Ofen nehmen, abkühlen.

Schokoladeneisformen mit der Unterseite kurz in warmes Wasser halten. Das Eis mit einer Gabel aus der Form lösen. Noch einmal kurz frieren. Die empfindlichen Beeren nur wenn unbedingt nötig waschen und auf Küchenpapier abtropfen. Jeweils 2-3 Eistaler auf einem Teller anrichten und mit Beeren, Melisseblättchen und Yufka-Dreiecken garnieren.



Mit ein wenig Geschick für Bastelei gerät das Eistörtchen schon beim Anblick zum Genuss.

DER RAUSCH DES WALDES

Urs Blank fasste in seine Hemdtasche und zog einen kleinen Plastikbeutel heraus. Seinen Inhalt leerte er auf den Boden des umgedrehten Kochtopfs. Dreißig getrocknete Spitzkegelige Kahlköpfe und die beiden frischen Samthäubchen, deren lustiges Safrangelb längst zu einem gefährlichen Blau geworden war.

Er suchte diesmal zwei mittlere und drei kleine Zwergenmützchen aus. Er hatte seit damals bestimmt fünfzehn Kilo verloren. Und die Dosierung, so erinnerte er sich, richtete sich nach dem Körpergewicht.

Bei den Bläulingen musste er nicht lange überlegen. Sie waren beide gleich winzig.

Er schob die Pilze in den Mund, einen nach dem anderen, und begann zu kauen. Er schloss die Augen und rief sich die Bilder von damals in Erinnerung. Shiva, die mit ausgebreiteten Armen kaute, als befände sie sich auf dem Hochseil. Lucille, die kicherte, als er ihr zuflüsterte, Shiva kaue wie eine Ziege.

Er erinnerte sich an den Geschmack wie nasse Socken und an die Bitterkeit, die sich verstärkte, je länger er kaute.

Es fiel ihm wieder ein, wie er und Lucille, als sie es nicht mehr aushielten, bis zehn zählten und den Brei runterspülten. Diesmal zählte er bis dreißig.

(...)

Blank saß auf einem Polster aus violetterm Moos und schaute in das Kaleidoskop des Waldes.

Farne aus Magenta schoben sich vor gelbe Fichten, schwarze Tannenstämmen trugen Algenmuster aus Zyan.

Blank löste den Wald in seine Grundfarben auf und mischte sie neu.

Dann begann er seine Formen zu ändern. Ein Wald aus lauter bunten Würfeln, ein Wald aus Kuben, aus Zylindern, aus Tupfern, aus Schleiern.

Ein Wald aus Menschen.

Die Wurmfarne waren alle Dr. Fluris, Halter + Hafner waren aus Peitschenmoos, Pius Ott war eine dürre Fichte, Alfred Wenger eine ernste Tanne. In ein Wedel Rippenfarn formte er die Züge von Evelyne. Das Heidelbeerkraut wurde Lucilles Haarpracht, Joe Gasser ließ er als Fichtenstrunk modern, Geiger, von Berg und Minder wurden zu einem Brombeergestrüpp.

Freunde, Feinde, Geliebte, Verflissene, alle, die in seinem Leben etwas bedeutet hatten, und alle, die ihm gleichgültig geblieben oder geworden waren, ließ er antanzen.

Wenn die ernste Tanne Wenger nicht gewesen wäre – er hätte sie alle ausgelöscht.

Aber die Tanne sagte: „Du kannst den Kurs bestimmen, Du kannst den Kurs bestimmen.“

Da befahl Blank dem Wurmfarne, wieder Dr. Fluri zu sein.

Das Peitschenmoos verwandelte sich zurück in Halter + Hafner, die Tanne in Alfred Wenger, der Rippenfarn in Evelyne, die Heidelbeeren in Lucilles Haar, der Fichtenstrunk in Joe Gasser, das Brombeergestrüpp in die Doktoren Geiger, von Berg und Minder. Und die dürre Fichte in Pius Ott.

Freunde, Feinde, Geliebte, Verflissene, Schlüsselfiguren und Komparsen seines Lebens versammelten sich um ihn auf dem Grund des Waldes. Wogten sich mit ihm, dem Farn, dem Moos, den Zweigen in der sanften Strömung des Universums. Und wurden mit ihm Teil davon.



Herausgeber

Bayerische Staatsforsten AöR
Tillystraße 2
D-93053 Regensburg
Tel.: +49 (0)941 69 09-0
Fax: +49 (0)941 69 09-495
E-Mail: info@baysf.de
www.baysf.de

Gestaltung

Anzinger | Wüschner | Rasp
Agentur für Kommunikation
München

Druck

Gerber GmbH
München

Rechtsform

Anstalt des öffentlichen Rechts
(Sitz in Regensburg)

Hinweis

Inhalt und Struktur dieser Publikation sind urheberrechtlich geschützt. Die Vervielfältigung und Weitergabe, insbesondere die Verwendung von Texten, Textteilen oder Bildmaterial bedarf der vorherigen Zustimmung der Bayerischen Staatsforsten.

Verantwortlich für den redaktionellen Inhalt

Bayerische Staatsforsten AöR
Jann Oetting
Dr. Hermann S. Walter
E-Mail: saul.walter@baysf.de

Bildnachweis

akg-images: Seite 52/53
Barbara Bonisolli: Seite 26/27, 42/43, 47, 54-57
Gabriele Dünwald: Seite 24/25
Olaf Hajek: Seite 17
Bert Heinzlmeier: Titel, Seite 38-41
Anna Linder: Seite 58
Sigrid Ortwein: Seite 5, 7, 28, 30
Pap(p)illon: Seite 47
Manfred Wolf: Seite 59
Matthias Ziegler: Seite 2, 10-15, 18/19, 22/23, 35-37, 45, 48-51

